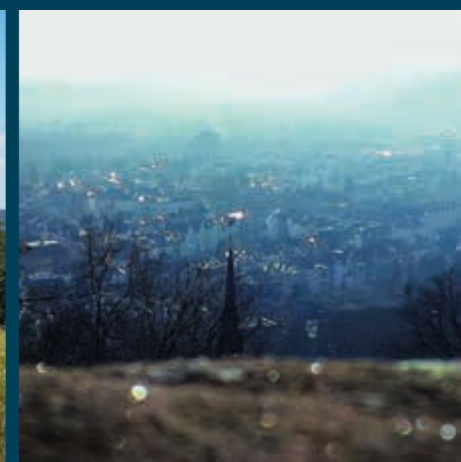
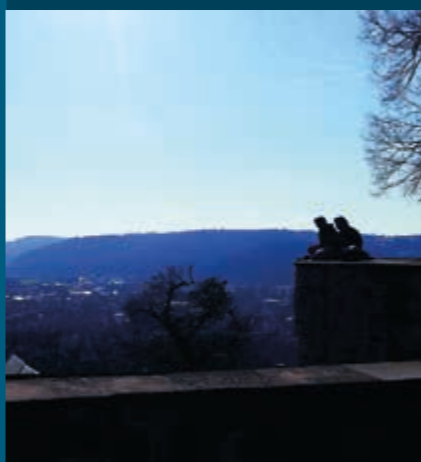




Arbeit und Bildung e.V. (Hrsg.)



Das Marburger Land Soziale Wiege in Hessen



ISBN 978-3-000-65567-8
€ (D) 12,00

Hrsg. Arbeit und Bildung e.V.

Das Marburger Land **Soziale Wiege in Hessen**

Die vorliegende Publikation ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Abbildungen, auch auszugsweise, ist ohne die schriftliche Genehmigung des Herausgebers urheberrechtswidrig und daher strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Abbildungsnachweis: S. 1 oben: Philip von Geyr, Pixabay. S. 1 unten, 29, 66, 69, 79, 91, 108, 109, 173, 175, 204: Susan Gildersleeve. S. 2, 40, 103, 202: Ansgar Scheffold, Unsplash. S. 6: Pressestelle der Stadt Marburg. S. 9: Bildarchiv Foto Marburg. S. 12: congerdesign, Pixabay. S. 8, 15, 19, 21: Arbeit und Bildung e.V. S. 17: Kerstin Warnecke. S. 22, 25: AKSB. S. 31, 33, 35, 37: blista. S. 42: EUTB. S. 51, 53, 55, 57, 58, 59: Die Fleckenbühler e.V. S. 61, 63: Gemeinschaft in Kehna. S. 71: Hotel Kornspeicher. S. 72: Jenna Curth. S. 74: GOLDFisch ART. S. 83: Erich Westendarp, Pixabay. S. 85, 89: Jugendheim Marbach gGmbH. S. 95, 97, 99, 100: JUKO Marburg e.V. S. 107: Kinderzentrum Weißer Stein. S. 117, 118, 120, 123: Studentenwerk Marburg. S. 125, 127, 129, 130, 133: Kulturloge e.V. S. 135: Lebenshilfe. S. 137: Nadine Weigel, Lebenshilfe. S. 138: Hans D. Beyer. S. 141: David Maurer. S. 143, 144, 147, 149, 151: MOBiLO. S. 155: www.kirchenkreis-kirchhain.de. S. 156: www.ig-marburg.de. S. 157: www.psdm-gmbh.com/de/portfolio-items/5-saeulen-marburg. S. 159, 162: Special Olympics Hessen. S. 167: Rainer Waldinger. S. 170: Jürgen Jacob. S. 177, 183, 184: TERRA TECH Förderprojekte e.V. S. 179, 181: Technologie Transfer Marburg. S. 186: fib e.V. S. 197: Andreas Thiedmann. S. 198: R.-J. Braun. S. 201: M. Schuler-Haas. S. 203: Henryk Niestrój, Pixabay.

Impressum

Herausgeber

Arbeit und Bildung e.V.
Rainer Dolle
Krummbogen 3
35037 Marburg

Redaktion

Saskia Rößner

Layout, Grafik und Satz

Susan Gildersleeve

Korrektorat

Cornelia Debus
Gabriele Blass-Dolle

Herstellung

Integrationsfirma
Copyprint Marburg
Pilgrimstein 22
35037 Marburg

Copyright 2020 Arbeit und Bildung e.V.

ISBN 978-3-000-65567-8

Inhaltsverzeichnis

- 6 Grußwort Oberbürgermeister Dr. Thomas Spies**
- 8 Marburg – die soziale Wiege in Hessen**
- 13 Arbeit und Bildung e.V.**
- 22 Arbeitskreis Soziale Brennpunkte Marburg e.V. (AKSB)**
- 30 Deutsche Blindenstudienanstalt e.V. (blista)**
- 41 Ergänzende unabhängige Teilhabeberatung (EUTB) Marburg-Biedenkopf des Netzwerkes für Teilhabe und Beratung e.V. (NTB)**
- 50 Die Fleckenbühler e.V.**
- 61 Gemeinschaft in Kehna**
- 70 Hotel Kornspeicher**
- 74 Integral gGmbH**
- 85 Jugendheim Marbach gGmbH**
- 95 JUKO Marburg e.V.**
- 106 Kinderzentrum Weißer Stein**
- 117 Konrad-Biesalski-Haus / Studentenwerk Marburg**
- 125 Kulturloge e.V.**
- 135 Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V.**
- 143 MObiLO e.V.**
- 153 Der Runde Tisch der Religionen Marburg**
- 158 Special Olympics Hessen**
- 166 St. Elisabeth-Verein e.V. Marburg**
- 177 TERRA TECH Förderprojekte e.V. und Technologie Transfer Marburg (TTM) e.V.**
- 186 Verein zur Förderung der Inklusion behinderter Menschen e.V. (fib)**
- 196 Zeiteninsel**

Grußwort

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Leserinnen und Leser,

die Universitätsstadt Marburg nimmt seit vielen Jahren eine Vorreiterrolle beim Thema soziale Daseinsvorsorge ein. Die soziale Infrastruktur in Marburg ist differenziert und qualitativ sehr hochwertig. Die Vielzahl der Angebote der einzelnen Träger und Einrichtungen sind ein integrierter Teil der Stadtgesellschaft und ausgerichtet an den Bedarfen der Menschen



in unserer Stadt. Ob zielgruppenspezifisch, auf die einzelnen Lebensphasen ausgerichtet oder sozialraumorientiert für bestimmte Stadtteile – das Angebotsspektrum ist groß und über viele Jahre gewachsen.

In der vorliegenden Veröffentlichung stehen 21 soziale Einrichtungen von herausragender und überregionaler Bedeutung im Mittelpunkt, welche unsere soziale Landschaft prägen. Diese haben einen Vorbildcharakter über Marburg hinaus und dienen dem Gemeinwohl. Einzelporträts zeigen die Prozesse von der Gründung bis zu aktuellen Tätigkeitsbereichen auf.

Ich bedanke mich bei dem Herausgeber Arbeit und Bildung e.V. für diese gelungene Publikation, welche die Bandbreite des sozialen Bereiches in der Region vorstellt und den sozialen Sektor in den Blick nimmt. Durch die Interviews werden wichtige Einblicke in Angebote und regionale Strukturen gegeben, deren innovative Weiterentwicklung uns gemeinsam ein sehr wichtiges Anliegen in und für Marburg ist.

Soziale Einrichtungen und Organisationen unterstützen die Kommune bei der Erfüllung ihrer Aufgaben, indem sie durch ihre Angebote soziale Ungleichheiten abbauen und allen Menschen eine gleichberechtigte Teilhabe an der Gesellschaft ermöglichen. Hierfür unterstützt die Universitätsstadt Marburg die Träger von sozialen Angeboten sowohl ideell als auch finanziell, um den sozialen Bereich zu erhalten, zu fördern und auch weiterzuentwickeln.

Die Universitätsstadt Marburg arbeitet an der Weiterentwicklung der Angebotsstruktur im Rahmen einer kooperativen Sozialplanung. Gemeinsam mit Betroffenen, Trägern von Angeboten, Verwaltung und Politik werden bestehende Strukturen erhalten, bedarfsgerecht angepasst und auch neue Angebote entwickelt. In Zusammenarbeit mit den freien Trägern sozialer Arbeit und mit den bereitgestellten Ressourcen wird ein umfangreicher Gestaltungsprozess der sozialen Leistungen vollzogen. Erarbeitete Leitbilder, gesteckte Ziele und die Initiierung von wirksamen Maßnahmen geben den Rahmen dafür, dass sich die soziale Landschaft auch weiterhin bedarfsgerecht und passgenau für die Menschen in unserer Region entwickelt.

A handwritten signature in blue ink, reading 'Thomas Spies', written in a cursive style.

Dr. Thomas Spies
Oberbürgermeister
Marburg im Februar 2020

Marburg – die soziale Wiege in Hessen



Liebe Leserinnen und Leser,

die Universitätsstadt Marburg wird oft gerühmt als soziale Metropole, als eine Stadt überdurchschnittlicher sozialer Aktivitäten und großer sozialpolitischer Virulenz.

Dabei wird gern auf die Nachfolge der sog. heiligen Elisabeth von Thüringen verwiesen, die, früh zwangsverheiratet, nach dem Tode ihres Kreuzfahrer-Ehemannes von der Wartburg verbannt, in Marburg hier

ein deutschlandweit interessantes Projekt im Dienste von Kranken und Bedürftigen 1228 begründete.

Unabhängig davon, wie sie nach heutigen Maßstäben bewertet würde, bleibt sie dennoch ein personifiziertes Synonym für engagierte soziale Dienstleistungen. Und in deren Nachfolge sind tatsächlich in Marburg, der Stadt mit der mutmaßlich höchsten gemeinnützigen Vereinsdichte pro Einwohner deutschlandweit beachtete Gründungen und Impulse sozialer Betriebe und Einrichtungen entstanden. Dies in einem kleinen Büchlein einmal aufzuzeigen, war uns von Arbeit und Bildung e. V. ein Anliegen.

Nicht nur der jetzige Oberbürgermeister, auch schon sein Vorgänger Egon Vaupel haben sich hervorgetan als sozialpolitische Vorkämpfer, z. B. mit der Begründung des „Runder Tisch der Religionen“ oder dem Verbot der Nutzung der Stadthalle für rechtsextreme Veranstaltungen.

Es soll auch als Beitrag gelten für die Diskussion, ob das Verständnis des klassischen mitteleuropäischen Wohlfahrtsstaates mit



dem Primat des Staates und der Nachrangigkeit des Sozialen gegenüber den kapitalistischen Wirtschaftsinteressen, längst überaltert ist und die Rolle der Bürgergesellschaft und die Bedeutung des Subsidiaritätsprinzips eine viel größere Bedeutung erlangt hat, als in der Öffentlichkeit wahrgenommen.

So kann der soziale Sektor zunehmend eine Rolle spielen als Leuchtfeuer zwischen Raubtierkapitalismus und Staatsverdros-

Ein Farbglasfenster in der Marburger Elisabethkirche zeigt die Heilige Elisabeth von Thüringen bei der Pflege von Kranken.

senheit. Gerade jetzt erleben wir ja deutlich den Missbrauch staatlicher und wirtschaftlicher Eliten: die Risikoignoranz von Bankern und die krummen Geschäfte ihrer Institute, Manipulationen der deutschen Automobilindustrie und das Auftreten eines Spitzenmanagements in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zu ihren strategischen Fähigkeiten (und ihren Vergütungen!), teilweise kriminelle Aktivitäten der deutschen Wirtschaft, skandalöse Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche und deren jahrelange Vertuschung sowie die Korrumpierung des Fußballs.

Soziale Unternehmen waren es, die in den letzten 10 Jahren die höchsten Zuwächse bei den Arbeitsplätzen geschaffen haben und deren Beitrag zur Wertschöpfung der Gesellschaft schon lange nicht mehr als kleiner Reparaturbetrieb geringgeschätzt werden kann.

Über 40% der hessischen Bürgerinnen und Bürger engagieren sich ehrenamtlich. Pflegenotstand und mangelnde Fachkräfte im Erziehungswesen zeigen, wie bedeutend dieser soziale Sektor geworden ist und eine Geringschätzung sich bitter rächt. Umso mehr sollten wir erkennen, dass hier in Marburg viele bedeutende Impulse gesetzt worden sind, weniger durch den Gestaltungswillen der Politik oder gar auf Drängen der Wirtschaft, sondern durch uns motivierte soziale Unternehmer/innen, die reagieren oder voranschreiten wollten auf dem Weg in eine bessere Gesellschaft.

Bei der Geringschätzung des sozialen Sektors hat mich persönlich aber auch schon immer geärgert, dass die Facharbeiterberufe, die Ärzte, die Juristen, die akademischen und dualen Naturwissenschaftler und Techniker höher angesehen und besser bezahlt sind als die helfenden Fachkräfte, die genauso lange lernen müssen. Leider, leider ist das immer noch so, auch wenn es scheint, dass die Corona-Krise hier zumindest die Pflegerberufe aufwertet und dass sich die Jugend mehr dem Sinn einer Arbeit zuwendet und die Konsequenzen an der Orientierung vorwiegend wirtschaftlicher und materieller Ziele hinterfragt. Das alles entstand aber auf dem Nährboden einer hierfür bereiteten vielfältigen, offenen und ermutigenden Atmosphäre in einer Stadt in Mittelhessen, die daher bis heute zu Recht den Namen verdient: Marburg – die soziale Wiege in Hessen.

Zum Schluss vielleicht noch einige Anmerkungen zu meinen Kolleg/innen und Interviewpartner/innen, die ich fast alle zumindest ein bisschen kenne. Ich möchte Euch danken für Euer Engagement und Eure Visionen. Auch wenn wir hier nur kleine Provinz-Fürsten des Sozialen sind, so haben wir dennoch mit unseren Visionen und Zielen zumindest ein bisschen diese Landschaft gestalten können. Viele hier nicht Erwähnte sind dabei aber auch gescheitert. Auch ihnen gebührt mein Dank und Respekt. Ich hoffe, dass unsere Geschichten ein wenig dazu beitragen, dass auch andere sich weiter bemühen, diese Gesellschaft zu verbessern.



Skulptur auf dem Marburger Marktplatz: Sophie von Brabant (1224–1275), älteste Tochter der Heiligen Elisabeth, soll am Marktbrunnen ihren damals vierjährigen Sohn Heinrich zum Landgrafen ausgerufen haben. Tatsächlich erlangte Heinrich nach längeren Erbstreitigkeiten die hessische Landesherrschaft und 1292 auch die Landgrafenwürde. Damit machte Heinrich I., der zeitlebens den Beinamen „das Kind“ trug, Marburg zur Residenzstadt. Sophie gilt als Gründerin des Landes Hessen. Quelle: www.marburg.de.

Arbeit und Bildung e.V.

Interview mit Rainer Dolle

Geschäftsführer und pädagogischer Leiter

Saskia Rößner: Wann wurde Arbeit und Bildung e.V. offiziell gegründet und wie sah der Prozess der Gründung aus?

Rainer Dolle: Arbeit und Bildung e.V. wurde am 10. September 1986 gegründet mit den beiden Volkshochschulen von Stadt und Kreis, dem DGB und der Jugendhilfe der Stadt Marburg. Der Verein entstand aus dem Arbeitskreis Arbeit und Leben, der deutschlandweit in jeder Kommune existiert und die Zusammenarbeit zwischen Gewerkschaften und Volkshochschulen strukturiert hat. Die elf Vertreter der einzelnen Organisationen sind zusammengekommen, haben eine Satzung verabschiedet und den Vorstand gewählt. Das waren die damals legendäre DGB-Vorsitzende Käte Dinnebier und der Fachbereichsleiter der Volkshochschule für diese Berufsbildungsbereiche, Klaus-Peter Stock.

Saskia Rößner: Wie kam es denn zu der Idee, wer hatte die Idee und was war besonders neu daran?

Rainer Dolle: Die Idee kam von der DGB-Vorsitzenden und dem Fachbereichsleiter, da vorher Leute wie ich als pädagogische Mitarbeitende der Volkshochschulen diese Arbeiten für die Arbeitsagenturen für arbeitslose Jugendliche durchgeführt hatten und innerhalb von drei Jahren dann die Arbeitsgemeinschaft Arbeit und Leben auf zwölf Mitarbeitende angestiegen war. Das drohte den Kontext der Volkshochschulen zu sprengen, weswegen man gesagt hat: „O.K., wir gründen einen eigenen Verein für dich und deine Leute.“ Und so ist es dann gekommen. Außer uns gibt es bis heute wohl nur an einem oder zwei Orten noch einmal Arbeit und Leben (e.V.): ein Verein davon in Berlin, der andere in Göttingen und dieser hat auch ähnliche Hintergründe (Gewerkschaften und

Volkshochschule). In Hessen hat Arbeit und Bildung e.V. insofern ein Alleinstellungsmerkmal.

Das Besondere war sicherlich in der damaligen Zeit, wo es große überregionale Bildungsträger gab, wie das BfW (Berufsbildungswerk des DGB) oder die DAA (Deutsche Angestellten-Akademie), dass wir eine unternehmerische Sozialwirtschaft, wie sie sich heute sehr häufig entwickelt hat, begründet haben, die nicht mit eigenen Apparaturen und großen Bildungsstätten arbeitet, sondern in enger Kooperation mit der Wirtschaft. Diese beiden großen Ketten (BfW und DAA) hatten 1945 nach dem Krieg 70 Prozent des gesamten Bildungsmarktes unter sich aufgeteilt und haben heute nur noch kleinere Marktanteile in Deutschland.

Das Neue bei uns war sicherlich auch die Orientierung, ökologische und soziale Dienstleistungen zusammen zu bringen. Dafür steht bis heute ja das erste Hessische Gebrauchtwarenkaufhaus, welches wir immer noch betreiben. Dass wir arbeitslose Menschen in Umweltschutz, Klimaschutz, Recycling zusammenbringen, das war zum damaligen Zeitpunkt neu. In den 80er Jahren sind in Deutschland überall ähnliche Initiativen entstanden, die teilweise zu uns kamen, um sich anzuschauen, wie wir das machen.

Saskia Rößner: In welchen Bereichen ist denn Arbeit und Bildung e.V. als Nachfolger von Arbeit und Leben heute tätig?

Rainer Dolle: Als gemeinnütziger Verein der Bildung und Wohlfahrtspflege arbeiten wir mit den Zielgruppen Jugendliche, Familien, ältere Menschen. Wir bieten auch spezielle Angebote für Männer und für Frauen, für von Armut bedrohte Menschen, Menschen mit Flucht- oder Migrationshintergrund, Menschen mit Behinderungen, arbeitslose Menschen, nicht Erwerbsfähige ohne Ausbildung und spezielle Zielgruppen der Wohlfahrt, wie Suchtmittelabhängige, Selbsthilfegruppen und Straffällige. Bis auf drei Gruppen bedienen wir von daher alle Arbeitsfelder der Wohlfahrtspflege, allerdings zu 90% rund um den Bereich Bildung, Beschäftigung und Beratung für Arbeit und Beruf.

Die drei Gruppen, für die wir speziell keine eigenen Angebote haben, sind Kinder, generationsübergreifende Projekte – hier haben wir leider trotz Ausschreibung bei den Mehrgenerationenhäusern keine Zuschläge bekommen – sowie wohnungssuchende, wohnungslose, also obdachlose Menschen als direktes Arbeitsfeld.



Natürlich sind auch diese Menschen vereinzelt in unseren Gruppen und Beratungssituationen.

Saskia Rößner: Welche Ihrer Projekte oder Dienstleistungen waren besonders erfolgreich und haben besondere Impulse gegeben über Hessens Grenzen hinaus?

Rainer Dolle: In den 80er Jahren war das sicherlich die Gründung des Marburger Recyclingzentrums mit seinem angeschlossenen Kaufhaus – also die Wiederverwendung von Waren. Dies in einer Reparaturwerkstatt und angeschlossenen Kaufhaus als Lebensdauererweiterung umzusetzen, war für die damalige Zeit neu und wurde dann bald imitiert.

Genauso imitiert wurden Modelle zur Ausgliederung von Menschen aus Werkstätten für Behinderte, was wir auch als Erste in Hessen mit über 100 Menschen zeigen konnten.

Das Team von Arbeit und Bildung e.V. beim alljährlichen Gesundheitstag. Hier lernen die Mitarbeitenden, wie sie ihr leibliches und seelisches Wohlergehen stärken und aufrechterhalten können.

Bis heute gibt es 100 Bademeister/innen, die von einer überbetrieblichen Ausbildung, wie unserer, einzigartig ausgebildet wurden auf Grund des Fachkräftemangels. Das Gleiche gilt für 200 Erzieher/innen, die als einzige in Hessen außerhalb der Fachschulen von uns ausgebildet wurden.

Wir waren die ersten, die in Hessen Vereinsmessen durchgeführt haben, um das gesamte Vereinsleben einer Region zu präsentieren. Und wir waren die ersten, die Flüchtlinge beraten und ihre Integration in die Arbeitswelt vorbereitet haben. Wir waren mit die ersten, die in den Projekten Integration durch Austausch arbeitslose Jugendliche für mehrere Monate ins Ausland entsenden konnten, damit sie dort Berufserfahrungen sammeln und gestärkt und besser orientiert in Deutschland beruflich wussten, wo es lang gehen sollte.

Wir sind bis heute die einzigen geblieben, die es langzeitarbeitslosen Frauen ermöglichen, Umschulungen und Weiterbildungen zu besuchen, weil wir eben zu ihnen nach Hause gehen und ihre Kinder dort vor Ort betreuen oder in unserem eigenen Kindergarten, den wir extra dafür aufgemacht haben. Mit Kreativa haben wir auch für diesen Personenkreis der Frauen ein Beschäftigungsprojekt gegründet, wo aus alten Möbeln künstlerisch gestaltete und verkaufsfähige neue Produkte produziert werden. In letzter Zeit erwähnenswert noch das Projekt Nahtstelle, wo geflüchtete Frauen die Sprache erlernen und gleichzeitig beruflich orientiert werden, und sie können eben auch ihre Kinder mitbringen.

Wir sind jetzt die ersten in Hessen, die für langzeitarbeitslose Menschen das digitalisierte Lernen anbieten und unsere Arbeitsfelder durch digitale Medien in der Vermittlung von Kompetenzen unterstützen. Unsere Praxis GmbH, unsere größte Mehrheits-Gesellschaft, zusammen mit den Städten Marburg und Stadtallendorf, hat sich auch ähnlich innovativ entwickelt.

Saskia Rößner: Was denken Sie, woran es liegt, dass Sie so erfolgreich und innovativ arbeiten?

Rainer Dolle: Das Wichtige aus meiner Sicht für uns war, dass wir immer wieder neue Projekte erfunden haben, dass wir die Mitarbeitenden ermuntert haben, Projektentwicklung zu betreiben. So haben wir versucht, viele der Zeit angemessenen Probleme zu bewältigen, haben uns Alternativen der Beschäftigung für behinderte Menschen gewidmet, haben den ersten Integrationsfachdienst



in Hessen im Auftrag des Landeswohlfahrtsverbandes bekommen, waren das hessische Modell für Integrationsfirmen innerhalb der damaligen Bundesländer, haben Mitarbeitende aus Werkstätten für Behinderte in den allgemeinen Arbeitsmarkt vermittelt und kümmern uns jetzt z.B. um die § 60/61 Bundesteilhabegesetz, wober Alternativen zu Behindertenwerkstätten gefördert werden sollen.

Unter anderem waren wir auch die ersten, die sich um den dauerhaften Verbleib von Flüchtlingen in Hessen gekümmert haben und uns zeichnet sicherlich auch aus, dass wir innerhalb der sozialwirtschaftlichen, unternehmerischen Gründungen auch Unkonventionelles gemacht haben. Wer hätte erwartet, dass mitten im

Arbeit und Bildung e.V. sitzt am Krumbogen (Gebäude vorne links) in Bahnhofsnähe. Im Hintergrund sind die Elisabethkirche (rechts) und das Marburger Schloss (oben) zu erkennen.

Hessenland eine Bootswerft entsteht für arbeitslose Jugendliche? Dass wir zu den Pionieren der Produktionsschulen in Hessen gehörten? Dass wir uns um arbeitsuchende Rentner/innen kümmern wollen durch Vermittlung von Minijobs? Ein Thema, was ja zurzeit en vogue ist. Dass wir einsame Menschen in unserem Projekt „In Würde teilhaben“ zurück ins Leben holen? Oder dass wir in Marburg einen Tierfriedhof betreiben?

Wir erfinden uns ständig neu und ermuntern unsere Mitarbeitenden, selbst auch diese neuen Wege zu gehen und sind somit ein Experimentierlabor für Bildung und Beschäftigung, was natürlich dann manchmal auch scheitert, wie das mit Experimenten so ist. Jede zweite unserer Integrationsfirmen in der Vergangenheit hat leider Konkurs gemacht, aber einen sauberen Konkurs ohne Arbeitslosigkeit oder Verlust für den Verein – immerhin das.

Saskia Rößner: Arbeit und Bildung e.V. ist ja mit seinen Standorten nicht nur im Landkreis Marburg-Biedenkopf und vor allem nicht nur in der Universitätsstadt Marburg vertreten. Wo gibt es denn noch Niederlassungen?

Rainer Dolle: Zum einen haben wir 2000 den Mittelhessischen Bildungsverband e.V. gegründet, um in Mittelhessen zwischen den großen Wirtschaftsräumen Frankfurt und Kassel ebenso Bildungs- und Beschäftigungspolitik in diesen fünf Landkreisen zu betreiben – zusammen mit unseren Partnern, die dort vor Ort in Absprache mit uns wirken. Außerdem sind wir viel unterwegs im Europäischen Raum, sowohl in Bereichen der Jugendhilfe als auch im Bereich von behinderten Menschen, richten Tagungen aus und holen uns Anregungen und Kooperationen aus anderen europäischen Ländern.

Saskia Rößner: Glauben Sie, dass das Marburger Land hessenweit oder vielleicht sogar deutschlandweit eine besondere Rolle für die Entstehung sozialer Initiativen innehatte oder auch noch hat und wenn Sie das glauben, warum?

Rainer Dolle: Ich glaube, Marburg hat als „rote“ Universität viele linke und ökologisch orientierte Studenten angezogen, was dazu führte, dass sich hier viele Leute gesammelt haben, hier blieben und die Universitätsstadt Marburg selbst, aber auch der ganze



Landkreis zur Brutstätte sozialer Innovationen ab den 70er Jahren geworden ist. Von daher glaube ich, ist das eine ungewöhnliche Situation für eine Stadt. Das sieht man schon daran, dass es im Landkreis Marburg-Biedenkopf genauso viele gemeinnützige Vereine gibt, wie in der Großstadt Frankfurt.

Wenn man dann sieht, dass die Arbeitsverwaltung hier in den 80er, 90er oder 2000er Jahren das zweitgrößte westdeutsche Umschulungsamt war, dann beobachtet man, dass auch hier unsere Auftraggeber und Partner schon sehr früh innovativ und kreativ tätig waren. Bis heute hat sich das erhalten, was man an unserem Jobcenter sieht, welches in hohem Umfang in Deutschland anerkannt ist und innovative Projekte für arbeitslose Menschen fördert. Mit solchen Partnern an der Seite hat man es natürlich leicht, hier als Projekteträger unserer Art Fuß zu fassen. Wir bedingen uns vielleicht gegenseitig...

*Die Türen des Gebrauchtwarenkaufhauses stehen den Marburger Bürger*innen in der Gisselberger Straße offen.*

Saskia Rößner: Wie erleben Sie die großen Schreckensgespenster des sozialen Sektors: Geringes Entgelt, Helfersyndrom oder Selbstausbeutung?

Rainer Dolle: Die Tatsache, dass die Weiterbildungsbranche zu den zehn staatlichen Mindestlohnsektoren, ist eigentlich höchst peinlich, genauso wie auch der soziale Sektor selbst insgesamt schlecht bezahlt wird im Verhältnis zu vielen anderen Bereichen. Alle Versuche, das zu ändern, sind bisher gescheitert und ich würde mir sehr wünschen, dass hier einmal ein anderes Einsehen herrscht. Zurzeit kann man ja in der Pflege und im Erziehungswesen sehen, dass hier ein Umdenken beginnt.

Das Helfersyndrom bleibt als Problem unserer Branche bestehen und wird meines Erachtens nach viel zu wenig thematisiert. Das Problem der Selbstausbeutung besteht natürlich bei uns auch, zumal wir im Wesentlichen Vertrauensarbeitszeit haben und das bringt immer mit sich, dass viele dann bedauerlicherweise nicht so genau auf die Uhr schauen. Hier haben wir noch keine gute Lösung gefunden.

Andererseits sind wir sehr stolz auf die vielen Nebenleistungen, die wir als Arbeitgeber anbieten, wie Gesundheitstage, Yogakurse, E-Bike, Jobticket, dass man Kinder mit zur Arbeit bringen kann. Wir unterstützen eine hohe Fortbildungsquote, bieten allen unseren Mitarbeitenden Supervision und Coaching an, was immerhin in sieben Gruppen mit nahezu 100 Menschen insgesamt erfolgt. Das ist schon eine beachtliche Menge in dieser Branche und ich glaube, das wird auch von den Mitarbeitenden gesehen.

Saskia Rößner: Wir wollen natürlich nicht nur die negativen Seiten beleuchten, die die Arbeit im sozialen Bereich haben kann, sondern auch die positiven. Welche sind dies denn aus Ihrer Sicht?

Rainer Dolle: Die moderne Personalwissenschaft hat herausgefunden, dass die Entscheidung von Arbeitnehmern, bestimmte Betriebe zu wählen für die Ausübung ihres Berufes, sehr viel mehr abhängt vom Umfeld der Arbeitsatmosphäre und der Sinnhaftigkeit des Tuns. Ich glaube, dass dies ein großes Plus ist von Einrichtungen wie unserer, weil wir das in großer Liberalität und mit



großer Sinnhaftigkeit erfahrbar machen und deswegen so viele Leute den Weg zu uns finden, obwohl wir nach wie vor nicht so gut bezahlen können

Seit über 30 Jahren ist Arbeit und Bildung fest in Marburg verwurzelt. Hier wehen die Jubiläumsmantel an der Hausfassade.

Arbeit und Bildung e.V.
Krummbogen 3, 35039 Marburg
Telefon: 06421 9636-0
E-Mail: info@arbeit-und-bildung.de
Internet: www.arbeit-und-bildung.de

Arbeitskreis Soziale Brennpunkte Marburg e.V. (AKSB)

Interview mit Christina Hey
Geschäftsführerin



Geschäftsführerin
Christina Hey.

Saskia Rößner: Wann wurden Sie offiziell gegründet? Wie sah der Prozess Ihrer Gründung aus?

Christina Hey: Der AKSB wurde als „Arbeitskreis Notunterkünfte e.V.“ am 12. Juni 1967 gegründet. Hintergrund war der Wunsch, hauptamtliche Kräfte in der Arbeit im Obdachlosenquartier „Am Krekel“ in Marburg zu beschäftigen und als Lobby für den Stadtteil und seine Bewohner*innen wirken zu können. Der erste Vorstand setzte sich zusammen aus dem Stadtrat Heinrich Naumann, der Oberstudiendirektorin Dr. Hillmann, Gerd Iben, dem Studenten Volker Riegels und dem Krekelbewohner Heinrich Habeth. 1973, als der Krekel durch den Bau der Stadtautobahn aufgelöst wurde und seine Bewohner in das Waldtal und an den Richtsberg zogen, wurde der Verein in „Arbeitskreis Soziale Brennpunkte Marburg e.V.“ umbenannt. Der neue Name bezog sich auf ein Papier des Deutschen Städtetags aus dem Jahr 1967, das erstmals Indikatoren für sogenannte „Soziale Brennpunkte“ auf dieser Ebene benannte und damit Orientierung für politisches und soziales Handeln auf Länder- und kommunaler Ebene bot.

Saskia Rößner: Wie kam es zu der Idee und was war neu daran?

Christina Hey: Die Ursprünge der Arbeit des AKSB liegen im Jahr 1965. Damals gingen die beiden Studenten Emil Weichlein und Fridolin Reutti als Nikolaus und Knecht Ruprecht am Nikolaus-

tag in die Obdachlosensiedlung am Kregel, um die Kinder dort zu beschenken und setzten damit den Startschuss für Angebote wie Hausaufgabenbetreuung und Freizeitaktivitäten. 1972 gründete der Verein die erste Spiel- und Lernstube in Hessen. Schon vorher war klar, dass es nicht ausreicht, sich nur um die Kinder zu kümmern, und so erhielten alsbald auch die Familien Unterstützung. Und im nächsten Schritt wuchs die Erkenntnis, dass man auch die Lebensbedingungen in der Siedlung verändern muss, wenn man für die Menschen dort Perspektiven und gesellschaftliche Teilhabe erreichen will. Getragen wurde die Arbeit von Studentinnen und Studenten des Caritas-Diakonie-Arbeitskreises, später ordneten sich auch Marburger Bürger diesem Kreis zu.

Die Idee, dass die Kinder aus Obdachlosenquartieren zu mehr in der Lage sind, als Sonderschulen zu besuchen, das war neu in dieser Zeit. Auch, dass man die Menschen aus dem Kregel ernst nahm, sie als Partner sah und ihnen zutraute, selbst etwas an ihren Lebensverhältnissen zu ändern, war ein neuer Gedanke, der nicht nur in Marburg, aber insbesondere hier verfolgt wurde.

Saskia Rößner: In welchen Bereichen sind sie heute tätig?

Christina Hey: Heute ist der AKSB immer noch in der Gemeinwesenarbeit tätig. Unsere Haupttätigkeit liegt darin, die Stadtteilbewohnerinnen und -bewohner zu aktivieren, sich für die Wahrnehmung ihrer Interessen einzusetzen sowie ihre Beteiligung an sie betreffenden Entscheidungen zu ermöglichen. Dabei liegt unser besonderes Augenmerk nach wie vor auf Bevölkerungsgruppen, die aufgrund ihrer Lebenssituation bzw. Geschichte nicht darin geübt sind, ihre Anliegen zu formulieren und durchzusetzen. Dies betrifft Fragen der Stadtteilentwicklung ebenso wie das nachbarschaftliche Zusammenleben, Handlungsfelder wie Existenzsicherung und Wohnen ebenso wie Bildung, Gesundheit oder Kultur. Gemeinsam mit den Menschen, Initiativen zur Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse sowohl im direkten Umfeld als auch auf gesellschaftspolitischer Ebene zu entwickeln und gleichzeitig konkrete Hilfe zu leisten, ist nach wie vor eine zentrale Aufgabe des Vereins.

So bieten wir Rat und Unterstützung in den verschiedenen Lebensphasen. Für Eltern mit Kindern unter drei Jahren steht unser Angebot „Zusammen Wachsen“ zur Verfügung, das die Eltern beim Hineinwachsen in die Elternrolle begleitet. Mit der Kindertages-

rechte Seite: Der AKSB engagiert sich seit 1976 gegen Armut, wie hier auf einer Demonstration für Kindergeld. Heute liegt sein Schwerpunkt in der Gemeinwesenarbeit.

stätte „Die kleinen Strolche“ sprechen wir ebenso alle Familien im Stadtteil an und neben der Kinderbetreuung und -förderung ist uns hier die Elternarbeit besonders wichtig. So sind rund um diese Arbeitsbereiche zahlreiche Angebote für Eltern entstanden wie Begrüßungsbesuche, Eltern-Cafés und eine aufsuchende Arbeit. Auch das internationale Frauentreffen ist hier angesiedelt und wird hauptsächlich von Müttern aus ganz verschiedenen Ländern besucht. Werden die Kinder größer, besuchen sie die Angebote in unserem „Kinderhaus“, unsere Schülergruppe oder die offenen Treffs. Die Kolleg*innen dort kooperieren mit der Grundschule „Geschwister-Scholl-Schule“ im Rahmen des „Sozialpädagogischen Handelns“, um den Schulerfolg der Waldtal-Kinder, aber auch aller anderen Schülerinnen und Schüler zu unterstützen. Wenn aus den Kindern Jugendliche werden, übernimmt der Caritasverband mit seinen Angeboten im St. Martin-Haus die Jugendarbeit.

Wir stehen dann wieder den Erwachsenen mit unserer Sozial- und Schuldnerberatung, mit unserer Familienberatung und in besonderen Fällen auch mit Sozialpädagogischer Familienhilfe zur Verfügung. Im Rahmen unserer Stadtteilarbeit finden zahlreiche Angebote und Projekte für verschiedene Zielgruppen statt, für Frauen, für Männer, für Migranten, für Senioren, für Beschäftigungs- und Qualifizierungssuchende. Ein zentrales Anliegen in diesem Arbeitsbereich ist darüber hinaus die Förderung der Nachbarschaft. Bei zahlreichen Aktionen und Veranstaltungen treffen sich Stadtteilbewohner*innen aus unterschiedlichen Generationen, Kulturen und Lebenslagen zum gemeinsamen Arbeiten und Feiern, etwa beim Begegnungs-Café und dem Sommerfest oder der Gestaltung von Plätzen. Und nach wie vor sehen wir als eine unserer Hauptaufgaben die Unterstützung von Bewohnerinitiativen, gleich, ob es sich um die Durchführung einer Public Viewing-Veranstaltung zur Fußball-EM oder um die Wiedereinführung der Buslinie 3 handelt.

Nicht zuletzt arbeiten wir an der sozialen Stadtteilentwicklung des Waldtals mit, sind Träger des Quartiersmanagements im Programm „Soziale Stadt“, führen Bewohnerversammlungen durch, organisieren die Vernetzung der Stadtteilorganisationen im Waldtal und entwickeln die soziale und sonstige Infrastruktur des Stadtteils mit weiter, zuletzt durch die Schaffung weiterer Kinderbetreuungsplätze im Stadtteil.

GEGEN ARMUT
FÜR UNSERE RECHTE

Nettoeinkommen
Datteln

er gut erzieht
auch Arbeit
sere Kinder
Steuerzahler vor
rgen. Deshalb
llen wir auch
Kindergeld

Kindergeld!!!

Schäftsmann,
senär, Politiker,
Kindergeld.
ir nicht !!



Bei all unseren Aktivitäten können wir dabei dankenswerterweise auf das breite Netz von sozialen Einrichtungen und Trägern von Jugendhilfe zurückgreifen, die uns in unserer Arbeit unterstützen. Das kann nicht jede Stadt vorweisen.

Saskia Rößner: Hatte Ihre Idee/Ihre Initiative besonderen Einfluss?

Christina Hey: Die Frage würde ich bejahen. Mit dem Beginn der Arbeit und insbesondere in der weiteren Entwicklung wurden arme und damit stigmatisierte Menschen als Partner bei der Veränderung der Lebensverhältnisse angesehen. Aus einem „für Arme etwas tun“ wurde ein „mit Armen Perspektiven schaffen“. Das beinhaltete ein Umdenken. Die Menschen selber mit ihren Fragen und Wünschen standen nun im Zentrum der sozialen Arbeit. Nicht was andere als sinnvoll für sie erachteten war handlungsleitend, sondern was die Menschen selber wollten stand im Mittelpunkt.

In Marburg war der Arbeitskreis Notunterkünfte die Keimzelle für die Entwicklung der Gemeinwesenarbeit. Als der Verein 1973 in Arbeitskreis Soziale Brennpunkte Marburg e.V. umbenannt wurde, wählte man hier den Plural, da man sich noch vorstellte, an verschiedenen Standorten die Menschen aus dem Krekel weiterhin zu begleiten. Als sich durch Beschluss des Vorstands die Arbeit dann auf das Waldtal konzentrierte, gründete Inge Habel gemeinsam mit anderen die Bürgerinitiative für Soziale Fragen (BSF), einen neuen Verein, um die Arbeit am Richtsberg fortzusetzen. Und als 1985 aus dem Lehrerselbsthilfeverein „bipoli“ heraus die IKJG, die Initiative für Kinder-, Jugend- und Gemeinwesenarbeit, gegründet wurde, war die Arbeit des AKSB und der BSF richtungsweisend für den neuen Verein.

Der Verein für sport- und bewegungsorientierte Jugendsozialarbeit „BSJ“, aber auch die Beschäftigungsgesellschaft „Integral“ haben ihre Wurzeln im AKSB. Deren Arbeitsansätze wurden hier entwickelt und in einer neuen Struktur erfolgreich weiter ausgebaut.

Aber auch auf Hessenebene hatte die Gemeinwesenarbeit in Marburg Wirkungen. 1973 wurde der sogenannte „Brennpunkt-Erlass“ aufgelegt, mit dem das Hessische Sozialministerium einen Handlungs- und Finanzierungsrahmen für die örtliche Arbeit bot. Gemeinsam mit ähnlichen Initiativen in Gießen, Limburg, Wiesbaden

und Darmstadt gründete der AKSB 1974 die LAG Soziale Brennpunkte Hessen e.V. zum Erfahrungsaustausch und als Lobbyorgan auf Landesebene. Der erste Geschäftsführer der LAG, Heinrich Sydow, war zuvor Mitarbeiter des AKSB und so hatte die LAG ihren Sitz zunächst auch in Marburg. Bis heute arbeitet der AKSB intensiv auf Landesebene mit und Mitarbeiter*innen des AKSB waren dort immer wieder auch im Vorstand vertreten. Ein letzter großer Impuls zur Weiterentwicklung der Gemeinwesenarbeit in Hessen ging von einer hessenweiten Fachtagung aus, die der AKSB anlässlich seines 50jährigen Bestehens gemeinsam mit der LAG Soziale Brennpunkte, dem hessischen Sozialministerium, der Stadt Marburg sowie dem Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Marburg veranstaltete, in deren Folge die LAG eine Broschüre zu den Qualitätsstandards der Gemeinwesenarbeit auflegte und das Ministerium die Richtlinien für die zweite Förderperiode „Gemeinwesenarbeit“ an diesen Kriterien ausrichtete. Bis heute ist der AKSB Ansprechpartner, wenn es um Entwicklungen in der Gemeinwesenarbeit geht. So wird er u.a. für bundesweite und länderübergreifende Studien angefragt.

Saskia Rößner: Glauben Sie, dass das Marburger Land hessen- oder deutschlandweit eine besondere Rolle für die Entstehung sozialer Initiativen inne hatte oder hat?

Christina Hey: Der entscheidende Faktor liegt meines Erachtens im Universitätsstandort Marburg. Gerade unser Beispiel zeigt, dass das studentische Engagement wichtig für die Entwicklung neuer Ansätze in der Sozialarbeit war und ist. Gleichzeitig ist Marburg auch als Schulstandort bedeutend. Viele engagierte Bürgerinnen und Bürger sind im Bildungsbereich tätig, auch im AKSB übernahmen Lehrerinnen und Lehrer immer wieder Verantwortung, nicht zuletzt angesichts des Versagens des Bildungssystems.

Saskia Rößner: Wie erleben Sie die großen Schreckgespenster des Sozialen Sektors?

Christina Hey: Gute Arbeit verdient guten Lohn – diesem Motto versuchen wir auch als Verein zu folgen. Wir haben in der Vergangenheit Wert darauf gelegt – und tun dies auch heute, dass wir unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Anlehnung an

das Tarifsystem für den öffentlichen Dienst bezahlen. Man kann in der Gemeinwesenarbeit nicht Menschen dazu aktivieren, ihre Interessen zu vertreten und selbst die eigenen Interessen nicht in die Hand nehmen. Natürlich – oder eher nicht natürlich – sind wir als freie Träger damit dem öffentlichen Träger noch lange nicht gleichgestellt. Zusatzversorgung und andere Vergünstigungen können wir unserem Personal – noch – nicht zur Verfügung stellen. Gerade in Zeiten schwieriger Fachkräftegewinnung wird dies nun aber zum Problem gerade für die kleinen freien Träger. Schließlich konkurrieren wir mit dem öffentlichen Träger und auch mit potenten größeren Einrichtungen um Personal.

Wir haben auch nicht die Erwartungshaltung, dass wir eine Teilzeitstelle bezahlen, der Mitarbeiter aber Vollzeit arbeitet. Dies führt andererseits aber zu einer immer höheren Arbeitsverdichtung. Alle müssen funktionieren, Krankheit darf man sich nicht „leisten“. Und ich glaube auch, dass der Druck, den sich jeder Mitarbeiter selbst macht, in der „Sozialen Arbeit“ besonders hoch ist. Häufig liegt der Blick dort, wo noch Handlungsbedarf ist, auf dem, was noch zu tun wäre. Wir versuchen hier gegenzusteuern, indem wir immer wieder den Blick auch auf die Erfolge unserer Arbeit lenken: etwa auf die Fortschritte der Kinder aus geflüchteten Familien beim Erwerb der deutschen Sprache, auf die Einrichtung einer Waldgruppe als Antwort auf den Platzbedarf in der Kinderbetreuung, auf die Integration der geflüchteten Familien in den Stadtteil, auf das entstandene Netzwerk der Organisationen mit Angeboten im Bereich der Seniorenarbeit, auf das Engagement der Stadtteilbewohner*innen bei der Planung des Nachbarschaftszentrums. Es gelingt uns dennoch nicht immer, das Gefühl, dass noch viel mehr getan werden müsste, nicht als Gradmesser für die eigene Arbeit zu machen.

Vom Helfer*innen-Syndrom können wir uns ebenfalls nicht ganz freimachen, auch wenn es unserem Arbeitsansatz eigentlich widerspricht. Denn wenn wir die Menschen im Stadtteil als Experten ihrer Lebenssituation ansprechen, dann beinhaltet dies auch deren Verantwortung für die eigene Lebensgestaltung. Wir können zur Klärung von Problemlagen beitragen, Unterstützung bieten, Hilfen vermitteln, letztendlich bleibt die Entscheidung doch bei den Menschen selber. Wenn man sich dies immer wieder klarmacht, hilft das dabei, die eigene Rolle zu relativieren. Womit es die „Soziale Arbeit“ auch immer wieder zu tun hat, ist ihre Stigmatisierung. Die mangelnde Wertschät-

zung, die die Menschen in schwierigen Lebenssituationen erfahren, setzt sich in der mangelnden Wertschätzung derer fort, die mit den Menschen arbeiten bis hin zu denen, die in der Sozialpolitik ihren Arbeitsschwerpunkt haben. Der Vorrang der Ökonomie beherrscht den gesellschaftlichen Diskurs und führt auch zu Ökonomisierungstendenzen bezüglich der Sozialen Arbeit. Dem gilt es entgegenzusteuern.

Saskia Rößner: Was sind Ihrer Ansicht nach die großen Vorteile für Arbeitnehmer*innen, im sozialen Bereich zu arbeiten?

Christina Hey: Ich möchte auf diese Frage lieber in Bezug auf die Gemeinwesenarbeit speziell antworten. Denn dafür schlägt mein Herz. Sie bringt einen in Bezug zu ganz verschiedenen Zielgruppen, in Berührung mit allen möglichen Themen, sie hat einen überschaubaren und gestaltbaren Handlungsrahmen, knüpft gleichzeitig aber an verschiedenen Ebenen an. Sie ist Bildungsarbeit, öffnet Zugänge, agiert sozialpolitisch, kurz und gut: Sie ist so vielfältig, dass sie nie langweilig wird oder zur Routine erstarbt. Sie ist lebendig und hält lebendig!

AKSB Marburg e. V.
Ginseldorfer Weg 50, 35039 Marburg
Telefon: 06421 / 69 002 - 0
E-Mail: mail@aksb-marburg.de
Internet: www.aksb-marburg.de

*Blick vom
Schlosspark auf
den mittelalterlichen
Hexenturm und die im
Talkessel markant
auftragende
Elisabethkirche.*



Deutsche Blindenstudien- anstalt e.V. (blista)

Interview mit Imke Troltenier und Thorsten Büchner
Öffentlichkeitsarbeit

Saskia Rößner: Wann wurde die blista gegründet und wie kam es eigentlich dazu?

Imke Troltenier: Im Jahr 2016 hatten wir unser hundertjähriges Jubiläum, d.h. die blista wurde mitten im 1. Weltkrieg gegründet. Nach Marburg in die Universitätsaugenklinik kamen Soldaten, die auf Grund von Kriegsverletzungen erblindet waren. Da hat der Leiter der Augenklinik, Professor Bielschowsky, erkannt, dass er zwar jetzt die Wunden heilen kann, aber dass es ihm nicht gelang, diesen vielen jungen Männer, die mitten aus der Schulzeit, dem Studium oder dem Beruf herausgerissen worden waren, um in den Krieg zu gehen, auch eine Lebensperspektive zu eröffnen, die kein Prekariat bedeutet hat. Das heißt, er wollte ihnen Bildungs- und Berufsmöglichkeiten eröffnen, die über die Korbflechterei hinausgehen.

Er hat festgestellt, dass der größte Mangel das Fehlen der entsprechenden Fachliteratur in Blindenschrift war und überhaupt die Kenntnis der Blindenschrift bei den Soldaten. Und so hat er einen Experten in Brailleschrift gesucht und hat diesen in dem Studenten Carl Strehl gefunden. Carl Strehl war auf Grund eines Unfalls in den USA erblindet und nach Deutschland gekommen, hatte große internationale Erfahrung gesammelt, studierte und unterstützte die erblindeten Soldaten beim Brailleschrift-Lernen.

Ein geniales Team, welches gemeinsam sowohl den DVBS (Deutscher Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf) als auch die blista gegründet hat. 1916 wurde damit an der „Hochschulbücherei, Studienanstalt und Beratungsstelle für blinde Akademiker e.V.“ (heute blista), unter Vorsitz von Prof. Dr. Alfred Bielschowsky in Deutschland erstmals gymnasiale Bildung für blinde Menschen ermöglicht.



Saskia Rößner: Welche Meilensteine gab es in der Geschichte der blista?

Imke Troldenier: Zunächst ging es ganz wesentlich darum, Fachbücher in Brailleschrift zu übertragen und die Brailleschrift auf einen internationalen Standard zu bringen. Da war Carl Strehl enorm aktiv und hat gleich in den ersten Jahren solche Standards publiziert, wie z.B. die Mathematikschrift für blinde Menschen. In dieser Zeit ist es gelungen, dass man zunächst die Fachbücher im juristischen Bereich aufgearbeitet hat, so dass fast 80 Prozent der blista-Absolvent/innen in den ersten Jahren das Jurastudium ergriffen haben. Das war wiederum ganz wichtig für alle politischen und gesellschaftlichen Impulse der Arbeitsmarktintegration.

*Selbstständig einkaufen gehen – dank dem Mobilitätstraining der blista sind die Schüler*innen größtenteils eigenständig.*

Thorsten Büchner: Carl Strehl hat sehr großen Wert auf internationalen Austausch gelegt und hatte entdeckt, dass es in den USA schon kurz nach dem 2. Weltkrieg oder sogar schon davor, sprechende Bücher (so wurde das damals genannt) gab. 1954 ist hier in Marburg die erste Blinden-Hörbücherei in Deutschland entstanden, mit Schallplatten und Tonbändern, später auch mit Kassetten. Diese Hörbücherei gibt es heute noch, natürlich viel moderner mit einem standardisierten MP3-Verfahren und Download-Möglichkeit.

Imke Troltenier: In den 70ern wurden dann anhand der weißen Blindenlangstock und das Klicksonar weiterentwickelt. An der blista gibt es übrigens die einzige staatlich anerkannte Schule für Fachkräfte für Blinden- und Sehbehinderten-Rehabilitation, wo diese Fachkräfte erst einmal ausgebildet werden.

Die Schüler/innen in den 70-er Jahren viel selbstbewusster geworden im Verhältnis zum blista-Vorstand und aus dieser Idee ist dann unser dezentrales Internatskonzept entstanden, was als „Marburger Modell“ international viel Aufmerksamkeit erhielt. Denn bis dato hatte man geplant, für die wachsende Schülerschaft einen großen Internatsbau mit Kiosk und Kegelbahn mitten auf dem blista-Campus zu bauen, sodass alle hier geschützt auf dem Gelände können. Da haben die Schüler/innen gesagt „Nein, das wollen wir nicht.“ Sie kannten bereits die Stadt, das Kino, waren in der Lahn schwimmen – all das hat ihnen Spaß gemacht und so haben sie es geschafft, auch ihre Eltern auf ihre Seite zu ziehen (dieser Streit zog sich fast 10 Jahre hin), und dann hat der engagierte Internatsleiter, ein Konzept für das damals ungemein innovative Vorhaben geschrieben hat und seitdem ist die blista bekannt für diese dezentralen Internate.

In diesem Zuge ist auch noch etwas wirklich Schönes entstanden in Kooperation mit der Stadt. Jetzt waren die Schüler/innen ja in der Stadt unterwegs und mussten auch Straßenkreuzungen überqueren – so hat man hier die erste Ampel entwickelt, die lautgebend ist, die ja heute weltweit bekannt ist. Die erste stand am Marbacher Weg an der Straße, die unsere Schüler/innen als erstes überkreuzen mussten.



Saskia Rößner: Das heißt also, die blista hatte von Anfang an zum einen internationale Einflüsse durch die Hintergründe der beiden Gründer und war zum anderen auch von vorneherein bestrebt, international zu wirken und nicht nur hier im beschaulichen Landkreis Marburg-Biedenkopf.

Wie kocht man, wenn man nichts sieht? Zum Unterricht an der blista gehört auch das gemeinsame Kochen.

Imke Troltenier: Jedenfalls ist international vernetzt zu sein eine Stärke nicht nur der blista, sondern auch unseres Dachverbandes, dem Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverband (DBSV). Das ist auch jetzt so, z.B. bei der Europäischen Blinden-Union und bei der Weltblinden-Union, dass wir viel erreichen durch den Zusammenhalt.

Thorsten Büchner: Durch die Zusammenarbeit der Selbsthilfeverbände auf nationaler Ebene und in der europäischen Variante

kann man sehr viel machen bei Gesetzgebungen, beim EU-Parlament usw.. Dort wir sehr viel vernetzt gearbeitet und daran war die blista schon immer beteiligt. Dieser Selbsthilfegedanke zeigt sich heute auch noch in der blista. Seit der Gründung ist es vorgeschrieben (die blista ist ja ein Verein), dass in der Leitung des Vereins (heute heißt das Verwaltungsrat) immer Vertreter/innen von den entsprechenden Selbsthilfefachverbänden vertreten sein müssen.

Imke Troltenier: Das ist auch eine schöne Tradition. Also nicht nur FÜR Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung, sondern von Anfang an MIT ihnen. Das zieht sich wie ein roter Faden durch. Unsere Reha-Einrichtung z.B. ist deshalb so bekannt und gut, weil ein Großteil der Kollegen selbst betroffen ist und die kennen sich natürlich mit den Herausforderungen besser aus, sozusagen Experten in eigener Sache. Die blista hat 400 Beschäftigte insgesamt und knapp 20 Prozent haben eine Einschränkung.

Saskia Rößner: 400 Mitarbeiter/innen sind eine große Zahl. In welchen Arbeitsbereichen ist die blista denn heute tätig – außer in der Fachkräfte-Ausbildung, dem Internatswesen und der Hörbücherei?

Imke Troltenier: Natürlich sind wir vor allem eine Schule, aber nicht nur.

Thorsten Büchner: Wir haben den Kindergarten Montessori, die Grundschule Montessori, die Sekundarstufe und dann das Gymnasium an der blista. In den Montessori-Einrichtungen lernen Kinder mit und ohne Einschränkungen im visuellen Bereich aus dem gesamten Landkreis Marburg-Biedenkopf gemeinsam. Die Montessori-Pädagogik ist der spannende Ansatz des begreifenden Lernens, den Einbezug des Tastsinns, um Dinge zu lernen.

Imke Troltenier: Im Gegensatz zu den Montessori-Angeboten der blista ist die Carl-Strehl-Schule eine Förderschule für blinde oder sehbehinderte junge Leute. Seit dem letzten Schuljahr ist sie auch für sehende Kinder geöffnet. Dabei legen wir großen Wert darauf, dass das Verhältnis von Kindern mit und ohne Sehbehinderung pro Klasse gleichmäßig verteilt ist.



Thorsten Büchner: Im Gymnasium kommen Schüler/innen mit Blindheit und mit Sehbehinderung aus dem ganzen deutschsprachigen Raum zusammen. Das war schon immer der Grund, weshalb die blista ein Internatsangebot brauchte, weil die blista eben das einzige Gymnasium im deutschsprachigen Raum ist für Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung von der Klasse 5 bis zum Abitur. Zu den pädagogischen Abteilungen und Ressorts zählt auch unser Reha-Bereich, wo es für die blista-Schülerinnen und Schüler zum Beispiel um das Training in Orientierung und Mobilität geht.

Judo ist ein Kampfsport, den auch blinde und sehbehinderte Menschen gut ausführen können.

Imke Troltenier: Ein weiterer spannender Bereich ist unser Senior/innen-Angebot. Wir unterstützen nicht nur Kinder und Jugendliche, nicht nur Menschen im Beruf – also Karriere, Arbeitsmarktintegration, Übergang Studium und Beruf, sondern auch ältere Menschen. Blindheit und Sehbehinderung entstehen zu 80 Prozent, wenn man 65 Jahre ist oder älter. Das persönliche

Umfeld weiß dann oft nicht, wie es regieren soll. Dann bleibt die Oma in ihrem Zimmer oder sie muss vielleicht sogar in ein Heim. Wir haben aber festgestellt, dass man auch mit 80 oder 90 Jahren noch lernen kann, Hilfsmittel so einzusetzen, dass ganz viel von der selbstständigen Haushaltsführung erhalten bleibt. Die Lebensqualität steigt damit enorm. Die Senior/innenarbeit wurde zunächst als Projekt gestartet gemeinsam mit einer Blindenreinrichtung in Frankfurt. Insofern macht die blista das nicht im Alleingang, sondern klassischerweise wieder vernetzt, aber schon Impulsgeber.

Saskia Rößner: Die blista gibt es also nicht nur in Marburg, sondern auch in Frankfurt?

Thorsten Büchner: Seit Oktober 2018 gibt es die blista in Frankfurt, also ein Reha-, Beratungs- und Schulungszentrum, wo wir ähnliche Angebote machen wie hier in Marburg. Nicht im schulischen Bereich, eher im Beratungs- und Schulungsbereich. Wie hier in unserem Beratungszentrum in der Biegenstraße, haben wir in Frankfurt einen Low Vision-Berater mit Sehhilfen-Beratung. Oder die Vermittlung in den Arbeitsmarkt – ein Coachingprogramm für langzeitarbeitslose Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung oder EDV-Schulung, Bewerbungstraining und ähnliches.

Imke Troltenier: Unsere Angebote werden aber von Menschen aus ganz Deutschland genutzt. Es bedeutet eine große Lebensumstellung, wenn man mitten im Leben steht und durch z.B. einen Unfall einen hochgradigen Sehverlust hat. Dafür haben wir das Angebot blindentechnische Grundausbildung.

Saskia Rößner: Es gibt also auch Lernbereiche, die für Kinder und Jugendliche mit Sehbeeinträchtigung besonders wichtig sind – zusätzlich zum normalen Unterricht?

Thorsten Büchner: Unsere Schüler/innen haben deswegen auch mehr Unterricht als in anderen Schulen. Es gibt beispielsweise ein spezielles Unterrichtsfach „Lebenspraktische Fähigkeiten“, wo eins zu eins Alltagssituationen im Unterricht trainiert werden. Wie koche ich? Wie halte ich die Wohnung sauber? Wie wasche ich meine Wäsche? Selbstständigkeit und Selbstbestimmtheit haben

einen sehr hohen Stellenwert.

Imke Troltenier: Auch der Sport ist an der blista wichtig, d.h. hier gibt es besonders ein großes Bewegungs- und Sportangebot. Zudem ist die blista Landesleistungsstützpunkt im Blindenfußball, Goal-Ball und im Judo. Die Erfahrung zeigt, dass es blinden oder seheingeschränkten Kindern, die Sport machen, oft guttut. Es wirkt sich positiv auf die Körperhaltung und das Selbstbewusstsein aus. Ein Beispiel ist eine ehemalige Blistanerin, Noemi Ristau, die jetzt als Skifahrerin bei den Paralympics war und mit 100 Stundenkilometer die Berge hinabragt. Tatsächlich zeigt sich auch, dass Schüler/innen, die so engagiert waren im Sport, beruflich super vorangekommen sind, z.B. Verena Bentele, eine tolle Biathletin bei den Paralympics, etliche Male Goldmedaillengewinnerin. Sie wurde dann Behindertenbeauftragte der Bundesregierung und jetzt ist sie Präsidentin des VdK. Oder Andreas Bethke, der Geschäftsführer des bundesweiten Blinden- und Sehbehindertenverbandes oder der bekannt Gale-rist Johann König oder, oder oder



An den Montessori-Schulen spielt das haptische Lernen eine große Rolle.

Saskia Rößner: Bei den Arbeitsbereichen, die es hier gibt, habe ich herausgehört, dass es viele pädagogische Stellen gibt. Muss man in der Ausbildung schon einen speziellen Bereich fokussieren oder kann man auch hier einsteigen, wenn man vorher noch gar keine Berührungspunkte hat mit Blindheit oder Sehbehinderung?

Imke Troltenier: Nicht unbedingt, auch wenn es natürlich hilfreich ist. Die blista hat zusammen mit der Uni einen Weiterbildungsmaster entwickelt. Diese Weiterbildungsmöglichkeit ist ein ganz wichtiger Impuls und nicht nur für die Lehrer/Innen, sondern steht auch den pädagogischen Mitarbeitenden im Internat offen,

weil man natürlich genau schauen muss, wie kann man die Kinder am besten unterstützen. Berufsbegleitend gibt es diesen Master nur in Marburg. Aber den Studiengang mit Spezifikation Blindheit und Sehbehinderung gibt es noch an fünf weiteren Unis.

Thorsten Büchner: Dieser Masterabschluss ist aber keine Einstellungs-Voraussetzung bei uns. Für Kolleginnen und Kollegen, die keinen Masterstudiengang machen möchten, bieten wir noch mit der Uni zusammen den Zertifikatskurs „Grundlagen inklusiver Pädagogik bei Blindheit und Sehbehinderung“ an. Der ist kürzer (2-semesterig), man macht kein Masterstudium und muss keine Masterarbeit schreiben, sondern es ist ein Zertifikatskurs, wo man auch viele dieser Inhalte wie bei einem Masterstudiengang kompakt vermittelt bekommt: Was heißt Wahrnehmung bei Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung? Wie lernt man? Welche Lernstrategien, welche Hilfsmittel, welche Augenerkrankungen gibt es? Diesen Kurs haben wir mit der Uni zusammen entwickelt, dem FB Erziehungswissenschaften und wir mit unseren blista-Mitarbeitenden, die dort oft als Referentinnen und Referenten auftreten oder ein Berater unseres Schulungszentrums, der dort eine Einheit macht „Was heißt eigentlich schlechtes Sehen? Welche Hilfsmittel gibt es?“ Es ist ja ganz wichtig, dass man Bescheid weiß, wenn man hier als Betreuer/in arbeiten will.

Imke Troltenier: Die blista bietet zusätzlich allen neuen Mitarbeitenden – nicht nur den pädagogischen – eine Fortbildungsreihe an, die sich über das erste halbe Jahr hinzieht und recht umfangreich ist (ungefähr 40 Unterrichtsstunden), so dass alle Kolleginnen und Kollegen, die neu zu uns kommen, mit dem Thema Blindheit und Sehbehinderung genauso wie mit der blista als Organisation und der Selbsthilfe der blinden und sehbehinderten Menschen vertraut werden.

Saskia Rößner: Es gibt im sozialen Bereich ja auch so ein paar Schreckgespenster oder Vorurteile. Schlechte Bezahlung, Helfer/innen-Syndrom, Selbstausbeutung. Wie erleben Sie das?

Imke Troltenier: Die blista hat als Arbeitgeberin einen guten Ruf. Die meisten Menschen, die hier arbeiten, langfristig hier, was für uns auch gut ist. Die blista bezahlt nach TVöD. Das neue Montes-

sori-Kinderhaus und die Montessori-Grundschule bieten den Kollegen/innen gut Möglichkeiten bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Seit letztem Jahr unterstützt die blista die Anschaffung von E-Bikes. Die Mitarbeiter/innen aus dem Sportbereich bieten Kurse für ihre Kollegen/innen wie Yoga oder Zumba an.

Thorsten Büchner: Es gibt auch spontane Zusammenschlüsse. Vor kurzem haben Kollegen/innen beispielsweise zusammen Tennis gespielt. Und es gibt einen Betriebsarzt. Zum Helfer/innen-Syndrom. Die Leute sagen hier nicht: „Ich würde so gerne mal Blinden helfen, kann ich bei euch arbeiten?“ Diese Helfer/innen-Problematik erlebt man eher mal, wenn man als blinder oder sehbehinderter Mensch in der Stadt unterwegs ist oder vielleicht auch in der ehrenamtlichen Blindenselbsthilfe.

Saskia Rößner: Natürlich gibt es nicht nur Risiken, im sozialen Bereich zu arbeiten, sondern auch viele Chancen und Vorteile. Welche sind dies Ihrer Ansicht nach?

Thorsten Büchner: Was ich spannend finde am sozialen Bereich schon seit damals, als ich selber hier Schüler war, das ist - obwohl es Arbeitsalltag gibt - dieser trotzdem immer anders ist. Das es immer wieder neu und spannend ist, sich auf neue Menschen und neue Situationen einzustellen - das kann schon eine befriedigende Tätigkeit sein.

Imke Troltenier: Ich finde es immer faszinieren zu sehen, welche Lebensenergien junge Menschen bei sich selbst entdecken. Ich würde raten, auch auf sich zu gucken. Gibt es einem Energie zurück, wenn man Menschen begleiten und vielleicht zeigen kann, wie man die eigenen Potentiale besser nutzt, aus seiner Box herauskommt und neue Facetten des Lebens entdeckt? Wenn einem diese Unterstützung Freude macht, dann ist man im sozialen Bereich richtig.

Deutsche Blindenstudienanstalt e.V. (blista)
Am Schlag 2 – 12, 3037 Marburg
Telefon: 06421 606-0
E-Mail: info@blista.de
Internet: www.blista.de



Regel Betrieb auf dem Marktplatz der Marburger Oberstadt.

Ergänzende unabhängige Teilhabeberatung (EUTB) Marburg-Biedenkopf des Netzwerkes für Teilhabe und Beratung e.V. (NTB)

Interview mit Bernd Gökeler *Vorsitzender NTB e.V.,*
Wolfgang Urban *Stellvertretender Vorstandsvorsitzender NTB e.V.*
und Mira Wiessalla *EUTB-Netzwerkerin und eine von fünf Peer-Berater*innen*

Saskia Rößner: Wann wurde die Beratungsstelle gegründet?

Bernd Gökeler: Die Beratungsstelle Auf der Weide 1 in Marburg eröffnete am 24. August 2018 mit großer öffentlicher Begleitung durch Politik, Verwaltung, Träger, Einrichtungen und vor allem Menschen mit Behinderung. Dem ging voraus die Netzwerkbildung, die das Jahr 2017 ein Stück weit ausgefüllt hat. Das Netzwerk an sich mit dem Kooperationsvertrag erfolgte dann mit der Gründung im September 2017 und das Netzwerk Teilhabe und Beratung als eingetragener gemeinnütziger Verein entstand am 30. Januar 2018.

Saskia Rößner: Wie kam es denn zu der Idee? Wer hatte die Idee? Was war neu daran?

Wolfgang Urban: Die Idee ist entstanden im Zusammenhang mit der Arbeit im Paritätischen Wohlfahrtsverband. In den Diskussionen hat sich sehr schnell herausgestellt, dass es ein großes Interesse an der Gründung der unabhängigen Teilhabeberatung gibt. Da die Marburger Szenerie so reich ist an Beratungsangeboten, war es ganz wichtig, dies als gemeinsames und abgeprochenes Projekt zu initiieren.

Bernd Gökeler: Marburg ist reich an spezifischen Beratungsangeboten, deshalb war für uns in der Diskussion klar, dass einer allein dies nicht tun sollte, weil es an allen Menschen - egal welcher Be-

hinderung - orientiert sein muss. Je breiter der Hintergrund aufgestellt ist, desto eher kann man dem Rechnung tragen und möglichst allen Problemlagen und Behinderungen gerecht werden.

Saskia Rößner: In welchen Bereichen ist die Beratungsstelle denn überhaupt tätig?

Mira Wiessalla: Die Beratungsstelle unterstützt und berät Menschen mit Behinderung und von Behinderung bedrohte Menschen sowie ihre Angehörigen und gesetzlichen Vertreter*innen. Die EUTB-Berater*innen versuchen mit ihnen gemeinsam Lösungen und Wege zu finden, um ihre Selbstbestimmung als Menschen mit Behinderung zu stärken und ihre Wünsche möglichst umzusetzen. So loten wir gehbare Strategien mit den Ratsuchenden aus, damit sie die Hilfen und Unterstützungen finden, die sie im Alltag brauchen. Unser Sozialsystem ist so komplex, dass es nicht leicht ist sich darin zurechtzufinden und zu wissen, an wen man sich mit was wenden kann und wo und wie Anträge zu stellen sind. Inso-

*Vorstandsvorsitzender Bernd Gökeler (vorne links), Stellvertreter Vorstandsvorsitzender Wolfgang Urban (hinten links) und das Peer-Berater*innen-Team der EUTB (v. links n. rechts): Linda Sprenger, Mira Wiessalla, Josef Bauer, Stefanie Ingiulla, Marion Kaschner*



fern bieten wir Orientierungshilfe und sind Erstanlaufstelle für alle, die Fragen zur persönlichen Teilhabe und ihrer Rehabilitation haben. Außerdem vernetzen wir als EUTB die Beratungsangebote der Region, um sie den Ratsuchenden zu erschließen. Auch versuchen wir im Netzwerk der NTB e.V. Teilhabe ins Gespräch zu bringen und zu diskutieren und vielleicht auch aufzuzeigen, wo es unterschiedliche Vorstellungen und Lebenspraxen sowie Barrieren in den Köpfen und auf den Straßen gibt – selbst im sensibilisierten und innovativen Marburg, in denen einige Menschen mit Behinderung leben und es einen regen Austausch gibt. Vor allem beraten wir als EUTB Menschen mit Behinderungen, wo sie die Hilfen und Unterstützungen in der Region finden können, die sie brauchen, wenn wir sie ihnen nicht bieten können. Die Ergänzende unabhängige Teilhabeberatung ist „Eine für alle“ – eine Beratungsstelle für alle Menschen mit Behinderungen und von Behinderung bedrohte Menschen, die kostenlose Erstberatungen mit Peer-Berater*innen wünschen.

Saskia Rößner: Nun sind Sie ja nicht die einzige Beratungsstelle dieses Konzeptes in Hessen oder in Deutschland. Was macht die Marburger Beratungsstelle denn besonders? Wo sind Sie besonders stark und einflussreich?

Bernd Gökeler: Besonders sind wir durch den Hintergrund der Gründung, das Netzwerken, indem man Menschen zusammenbringt, die entweder Trägerorganisationen, also Behindertenhilfe oder Selbstvertretung, Selbsthilfe vertreten. Dies ist ganz entscheidend, weil man damit die Bandbreite der Diskussion, was Teilhabe bedeuten und wie sie umgesetzt werden kann, mit im Blick hat. Das bildet sich dann auch noch einmal im EUTB-Team der Peer-Berater*innen ab, die ebenfalls mit ganz unterschiedlichen eigenen Peer-Aspekten in die Beratung eingehen. Das heißt, der lebendige innere Diskurs sowohl im Netzwerk als auch in der Beratung ist ganz wesentlich.

Wolfgang Urban: Wie schafft man Unabhängigkeit? Indem alle, die im Feld tätig sind, zusammenwirken und es auch wollen und müssen, um dann Konsense zu erarbeiten, die letztendlich im Interesse der Betroffenen das Bestmögliche abbilden können. Es ist der entscheidende Grundgedanke, dass hier Protagonisten beteiligt sind, die unter Umständen in ganz unterschiedliche sozialpoliti-

sche Richtungen zielen, aber über den Gedanken: es geht nicht um uns als Organisation, sondern um die Menschen, die Beratung suchen, und es braucht eine neutrale und objektive Anlaufstelle, hinter der trotzdem alle stehen und sich mit dieser Idee identifizieren.

Mira Wiessalla: Als EUTB-Beraterin kann ich sagen, dass Besondere ist auch, dass wir allein im Interesse der Ratsuchenden handeln und beraten dürfen, also keine eigenen Interessen vertreten müssen, außer, dass die Ratsuchenden bestmöglich beraten sind und ihren Weg gehen können, also Selbstbestimmung zu fördern und keinen einzelnen Träger im Hintergrund zu haben, der bestimmte hausinterne Angebote fährt und diese an den Mann und die Frau bringen möchte. Wir sind gewissermaßen unabhängig von der Angebotsstruktur und den Eigeninteressen der Träger. Wir können frei beraten im Interesse des ratsuchenden Menschen. Das ist die Stärke der EUTB und auch der Peer-Beratung (d.h. Betroffene beraten Betroffene). Die Ratsuchenden spiegeln uns auch, wie besonders es ist, dass hier Menschen mit Behinderungen sitzen, die eigene Behinderungen haben oder Angehörige von behinderten Menschen sind und dadurch das weite Feld der Diskriminierung und so manche Herausforderung als behinderter Mensch im Alltag kennen und damit umgehen können. So begegnet man sich auf einer Ebene. Es ist eben nicht nur ein*e Fachberater*in, sondern auch ein betroffener Mensch, der sie berät.

Bernd Gökeler: Die Konstruktion ist hessenweit – vielleicht auch bundesweit - in dieser Art relativ einmalig. Wichtig ist, dass wir uns nicht als Dachverband verstehen, sondern als Verbund und zwar als Verbund zwischen Anbietern der Behindertenhilfe und Menschen mit Behinderung. Beide Bereiche haben lange Beratung getrennt voneinander angeboten und das Zentrale, was uns hier in Marburg auszeichnet ist, wir haben sie jetzt in einem Boot sitzen und die Entwicklung von Ideen, die Konflikte, die konstruktive Auseinandersetzung mit der Thematik findet innerhalb des Netzwerkes statt. Die einen beraten nicht besser und nicht schlechter als die anderen, sondern miteinander kommt man dem am nächsten, was möglich ist innerhalb der Struktur, die wir hier im Landkreis Marburg-Biedenkopf bereits haben oder die sich daraus entwickeln lässt. Wir versuchen als Netzwerk problemlagenorientiert zu sein und gleichzeitig impulsgebend. Hintergrund

ist die Zusammenstellung der Mitglieder: Ungefähr 50% stammen aus der Landschaft der Behindertenhilfe und 50% aus der Selbsthilfe oder Selbstvertretung von Menschen mit Behinderung.

Wolfgang Urban: Wir sehen uns auch in der Rolle, sowohl in Fachgremien wie auch in politischen Gremien hineinzuwirken. Wenn man nahe an den Ratsuchenden dran ist, werden über deren Probleme und auch über das Scheitern im Einzelfall Problemlagen sichtbar, die auch wieder in die Auswertung gehören, in die politischen Gremien und Entscheidungsfindungsprozesse hinein. Insofern sehen wir uns schon auch in der Rolle, über den Vorstand genau darauf Einfluss zu nehmen, wie Gestaltungsprozesse in der Kommune, aber auch regional stattfinden und wir wollen auch an Qualitätsansprüchen arbeiten, die es braucht für eine gute Beratung.

Bernd Gökeler: Und eben auch Verknüpfungen zu schaffen. Es ist gerade vor ein paar Wochen gelungen, sowohl den Bundesminister für Arbeit und Soziales Hubertus Heil als auch die Landrätin des Landkreises Marburg-Biedenkopf Kirsten Fründt zum Thema EUTB oder generell Beratung und Beratungsfinanzierung ins Gespräch zu bringen.

Saskia Rößner: Glauben sie denn, dass der Landkreis generell eine besondere Rolle spielt bei der Entstehung solcher Initiativen sowohl hessenweit als auch deutschlandweit?

Wolfgang Urban: Ich glaube, der Landkreis, wie auch die Stadt Marburg, haben schon etwas Besonderes an sich, dadurch, dass hier eine ganz lange Tradition von sozialen Einrichtungen und Initiativen vorhanden ist. Von den großen Einrichtungen, die hier seit Jahrzehnten tätig sind, wie die Bundesvereinigung Lebenshilfe, die Blindenstudienanstalt etc. geht eine große Wirkung aus. Aber – und das ist glaube ich, ganz wichtig – auch von der Universität sind ganz viele Impulse ausgegangen, sehr viele Initiativgründungen für soziale Einrichtungen erfolgt. Das hat lange Jahre im Klima der Diskussion zu einer gewissen Abwehrhaltung bei den politischen Gremien und Verwaltungsgremien geführt. Bis die Entdeckung eingetreten ist, dass durch diese Initiativen auch die Stadt ungeheuer gewonnen hat. Durch die Vielfalt an Einrichtungen und Angeboten und Initiativen hat Marburg eine gewisse

Attraktivität auch überregional, wenn nicht bundesweit. Immer wieder starten hier Pilotprojekte, entstehen konkrete Praxisbeispiele für neue soziale Gestaltungsoptionen. Viele Initiativen zur sozialen Stadt haben von Marburg ihren Ausgang genommen, ebenso viele Initiativen im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe. Das hat Marburg überregional einen ungeheuren Ruf verschafft. Mittlerweile ist auch den politisch verantwortlich Handelnden klar geworden, dass man damit auch wuchern kann. Das ist das Pfund, von dem die Stadt lebt, eine sehr reiche Kultur zu haben. Der Regierungspräsident hat jahrelang kritisiert, dass Marburg zu viel Geld ausgibt im Bereich der freiwilligen Leistungen. Mittlerweile ist diese Diskussion abgeflaut, weil diese vielen Ausgaben sich als eine ganz großartige Investition erwiesen haben, weil sie den Lebenswert erhöht haben.

Bernd Gökeler: Gleichzeitig ist Marburg eben widerständig und durch die Widerständigkeit nicht zufrieden mit dem Ist-Zustand, d.h. aus den vorhandenen Strukturen entwickeln sich immer wieder neue Innovationen. Ich würde es bezeichnen als ein positives Schneeballsystem und im Prinzip sind wir nichts anderes als eine neue Auflage bzw. Schicht des Schneeballsystems. Die Netzwerkbildung hätte in der Geschwindigkeit nicht stattfinden können, wenn nicht der fruchtbare Boden vieler innovativer Organisationen auf beiden Seiten vorhanden gewesen wäre.

Saskia Rößner: Wie erleben Sie denn die großen Schreckensgespenster des sozialen Bereichs unter den Stichworten geringes Entgelt, Helfersyndrom oder auch Selbstaussbeutung?

Mira Wiessalla: Zum Helfersyndrom ist zu sagen, dass jede Beraterin/jeder Berater für sich reflektieren muss, ob man uneigennützig berät, ganz parteiisch im Sinne des ratsuchenden Menschen, ohne eigenen Nutzen davon zu haben: außer eine fundierte gute Beratung angeboten zu haben, die der Person im besten Fall weiterhilft. Da gilt es wirklich, sich selbst immer wieder kritisch zu reflektieren, damit man nicht in die Falle des Helfersyndroms tappt und Menschen nur hilft, um sich selbst zu helfen. Auch gilt es zu prüfen, ob eine Übertragung der eigenen Erfahrungen auf das Leben des Anderen stattfindet, die ihm und seinen Teilhabefragen sowie Erfahrungen nicht oder nur mangelhaft gerecht wird.

An dem großen Schreckgespenst der Selbstaussbeutung, fürchte ich, ist viel Wahres dran, wenn man den Blick über die soziale Landschaft schweifen lässt, weil i.d.R. Sozialarbeiter/innen, Sozialpädagogen/-pädagoginnen, Menschen mit Idealen dazu neigen, diese Ideale auch auszuschöpfen und für die Menschen, für die gute Sache viel zu viel zu geben. Zugunsten der Menschen gehen Idealisten über die regulären Arbeitszeiten und das reguläre Engagement, was sonstige Arbeitnehmende vielleicht zeigen, hinaus und neigen dazu, sich selbst zu Gunsten der Sache, zu Gunsten der Menschen, auszubeuten, wenn Personalnot besteht, – eben für die gute Sache, für die eigenen Ideale, für die Menschen, die einem am Herzen liegen. Da ist was Wahres dran, da gilt es sich zu reflektieren und klug abzuwägen. Auch im Zuge von Interventionen und Supervisionen. Und ich glaube das System, in dem man sich befindet, also der soziale Arbeitgeber und die häufige Personalnot im Sozialsektor trägt vielleicht dazu bei, diese Selbstaussbeutung zu begünstigen. Zugleich kann der Arbeitgeber diese Tendenz auch abmildern, begrenzen und beim Reflektionsprozess der Mitarbeitenden helfen, ob sie sich überarbeiten und die Ansprüche zu hoch sind für das, was leistbar ist. Oder wo es manchmal auch nötig ist, 5 gerade sein zu lassen, damit die Mitarbeitenden am nächsten Tag wieder voll engagiert Menschen beraten und vernetzen können. Die Rechnung ist ganz simpel: Ein leerer Akku kann nichts mehr weitergeben.

Bernd Gökeler: Ich glaube, das Schreckgespenst entsteht vor allen Dingen deswegen, weil wir den sozialen Sektor immer nur als Kostenbelastung sehen und weniger als das, was er am Menschen und für die Gesellschaft leistet. Die Attraktivität liegt halt genau darin, sinnstiftende Tätigkeiten zu leisten. Da gilt es bei sich selbst zu bleiben, denn nur der-/diejenige, der/die bei sich selbst bleiben kann, wird auf Dauer im Sozialbereich auch gute Arbeit leisten. Sobald man in die Selbstaussbeutung und ins Helfersyndrom verfällt, wird man sich selbst in seiner Arbeitsfähigkeit und Arbeitsqualität einschränken. Man sprach früher von professioneller Distanz. Man benötigt meines Erachtens dagegen professionelle Nähe, d.h. heißt sowohl Identifizierung im Moment als auch gleichzeitig die Abgrenzung auf Dauer, um sich selbst nicht dabei aufzureiben. Da braucht es zusätzlich vielleicht mehr Führung, mehr Austausch sowohl auf der Mitarbeitenden-Ebene, aber auch auf den Ebenen,

die hierarchisch in den Organisationen vorhanden sind, um genau diesen Prozess zu flankieren.

Wolfgang Urban: Die gesellschaftliche Wertschätzung sozialer Arbeit ist immer noch viel zu gering, das erlebt man in ganz vielen Handlungsbereichen. Im Moment wird das diskutiert in der Altenhilfe, wo unbedingt besser bezahlt werden muss, damit überhaupt Menschen bereit sind, sich dieser Tätigkeit zu stellen. Es ist eine der wichtigsten Gestaltungsaufgaben der Gesellschaft, die soziale Kultur zu repräsentieren und da ist diese Wertigkeitsfrage eine ganz wichtige. Die soziale Kultur spiegelt den Wert, den die Gesellschaft sich selbst zu geben in der Lage ist. Dem entgegen dominieren bei uns die Normen des Industriestaates, wo im Sozialbereich die Menschen nur schlecht von der Entlohnung ihrer Arbeit leben können. Das ist ein gesellschaftlicher Skandal, an dem wir nicht genug arbeiten können.

Bernd Gökeler: Vielleicht sollte man von der Industrie übernehmen, dass mehr Verantwortung zu mehr Bezahlung führt und das ist im Sozialbereich eben nicht der Fall. Die Tätigkeiten sind vor allen Dingen am Menschen hoch verantwortungsbedürftig, weil es im medizinischen Bereich, im pflegerischen Bereich, im Versorgungsbereich, im begleitenden Bereich usw. auf Nuancen, auf Einfühlungsvermögen ankommt, um alles am Laufen zu halten und zu stabilisieren. Die Verantwortung für den Menschen müsste ähnlich, wie in der Industrie die Leitungsfunktion und damit Verantwortung für die mitarbeitenden Menschen, vergleichbare Erhöhung der Bezahlung nach sich ziehen. Wir haben dagegen eine Verschlechterung: Seit der BAT abgeschafft wurde sind die Löhne in ganz vielen Bereichen des Sozialsektors gesunken.

Saskia Rößner: Wir wollen ja nicht nur über die negativen Seiten der Arbeit im Sozialbereich sprechen. Es hat ja auch ganz viele Vorteile, im sozialen Bereich zu arbeiten. Welche sind dies denn aus Ihrer Sicht?

Mira Wiessalla: Aus meiner Sicht sind die großen Vorteile der Arbeit im sozialen Bereich, dass man Gestaltungsspielräume hat und frei beraten kann - am Menschen und mit dem Menschen. Eben ganz auf Augenhöhe mit ihm oder ihr ins Gespräch zu gehen, um ge-

meinsam herauszufinden, was als nächster Schritt für diese Person dran ist, um ihren Wünschen und Zielen näher zu kommen. Das sind Gestaltungsspielräume, die ich als sinnstiftend empfinde und als gewinnbringend für beide Seiten und da gerne in den Prozess eintrete, der jedes Mal anders aussehen und ausgehen kann - je nachdem wer einem gegenüber sitzt und welche Vorstellungen, Charaktereigenschaften, Herausforderungen und Lebenserfahrungen diese Person mitbringt. Sich dieser Vielfalt in Beratungsprozessen zu stellen, sich darauf einzulassen, das macht einfach Spaß. Einen Teil dazu beizutragen, dass in und um ratsuchenden Personen immer wieder neue Prozesse angeregt werden, die auch bei ähnlichen Fragestellungen und Teilhabewünschen unterschiedlich ausgehen können. Hoch spannend und dynamisch wie das Leben selbst! Das Netzwerk – und das Wissen um Kooperations- und Netzwerkpartner*innen – ist dabei von unschätzbarem Wert, um die Ratsuchenden gut beraten und bei Bedarf weitervermitteln zu können.

Bernd Gökeler: Ich weiß, dass man in der Arbeit im Sozialbereich spürbar etwas bewegen kann - für den Menschen und sichtbar. Das kann eine große Befriedigung sein. Gleichzeitig bewegt es einen auch selbst. Es ist ein Entwicklungspotential, das man auch in sich selbst entdeckt. Man lernt, egal wie lange man das macht, in dem Bereich immer noch über sich selbst, über das Leben, über die Gesellschaft, über die Zusammenhänge dazu.

Ergänzende unabhängige Teilhabeberatung (EUTB)

Marburg-Biedenkopf

Auf der Weide 1, 35037 Marburg

Telefon: 06421 9533103

E-Mail: beratung@netzwerk-teilhabe.de

Internet: www.netzwerk-teilhabe.de

**NTB e.V. - Netzwerk für Teilhabe und Beratung
Verein für ergänzende und unabhängige Beratung
von und für Menschen mit Behinderungen**

Auf der Weide 1, 35037 Marburg

Telefon: 06421 9533103

E-Mail: beratung@netzwerk-teilhabe.de

Internet: www.netzwerk-teilhabe.de

Die Fleckenbühler e.V.

Interview mit Ronald Meyer

Vorsitzender

Saskia Rößner: Wann wurden Die Fleckenbühler offiziell gegründet?

Ronald Meyer: Die Fleckenbühler wurden nicht in dem Sinne als Die Fleckenbühler gegründet, sondern sie sind eine Auslagerung der Synanon Stiftung in Berlin. Wir sind im September 1984 hierhergekommen nach einem Prozess der Suche nach einem Objekt in Westdeutschland.

Damals gab es die DDR noch, deshalb sollte das Objekt möglichst nahe der Grenze sein. Man musste ja mindestens die DDR überbrücken, um nach Westdeutschland zu kommen, deshalb haben wir etwas gesucht im Zonenrandgebiet. Es sollte außerdem in einer ländlichen Gegend sein, so etwas wie ein Bauernhof und es sollte eine Waldorf-Schule in der Nähe sein, weil unsere Kinder in Berlin zur Waldorf-Schule gingen. Das waren die Voraussetzungen.

Wir waren natürlich darauf angewiesen, vor Ort auch politische Unterstützung zu finden. Parallel zu unseren Bemühungen, in Westdeutschland irgendwo ein Domizil zu finden, hatten wir Anfang der 80er Jahre Besuch bekommen von Armin Clauss, dem damaligen hessischen Sozialminister, der sich Projekte angeschaut hat, weil zu der damaligen Zeit das Drogenproblem den Politikern überall auf den Nägeln brannte und man händeringend nach Lösungen suchte, mit denen man vor Ort etwas bewegen konnte. So kam das eine zum anderen, Armin Clauss lud uns hierher ein und wir haben diesen Hof Fleckenbühl gefunden, eine der letzten Stadt-Domänen der Stadt Kassel.

Damals war Hans Eichel (der spätere Finanzminister) Bürgermeister der Stadt Kassel und alles verdichtete sich immer mehr, sodass wir hier vor Ort die hessische politische Unterstützung hatten. Es mussten nun noch Geldgeber gefunden werden, die bereit wa-

ren, das Projekt mitzufinanzieren, eine bunte Mischung aus Land Hessen, Aktion Mensch, Deutsche Jugendmarke, Bundesrepublik, eine ganze Reihe Geldgeber, die diese nicht gerade kleine Summe finanzierten (das waren damals Summen, über die man heute nicht mal mehr sprechen kann).

1984 sind wir dann mit zwölf Personen hierhergezogen, davon neun Erwachsene. Wir haben begonnen, diesen Hof in Besitz zu nehmen und neu zu bewirtschaften. Eine sehr spannende und ereignisreiche Geschichte.

Saskia Rößner: Was war an der Idee, einen Selbsthilfe-Hof für Drogensüchtige zu eröffnen, besonders?

Ronald Meyer: Die Idee war zum einen, eine Suchthilfeeinrichtung hier nach Hessen zu bekommen, weil das Drogenproblem sehr drängend war. Das neue an dem, was wir machten, war eine Selbsthilfeeinrichtung, eine Selbsthilfegemeinschaft. Wir waren

Der Fleckenbühler Hof liegt idyllisch inmitten von Wiesen und Feldern.



damals in Berlin schon eine Gemeinschaft von über 100 Leuten, wir lebten und arbeiteten dort zusammen – genau so etwas wollte Armin Klaus hier in Hessen haben.

Bei uns verband sich von Anfang an die Idee, dass wir als Gemeinschaft zusammenleben und dass wir auch als Gemeinschaft zusammen wirtschaften. Das war nicht nur eine klassische Drogenhilfe-Situation oder Fachklinik-Situation, sondern wir sind eine Gemeinschaft, die Süchtige aufnimmt – jederzeit, Tag und Nacht. Wir haben ein sehr klares Konzept, das besteht im Wesentlichen aus drei Regeln, die wir haben: Keine Drogen! Keine Gewalt, auch keine Androhung von Gewalt! Und wir rauchen auch nicht. Ansonsten ist eigentlich alles andere verhandelbar.

Was dazugehört ist, dass wir versuchen, unseren Lebensunterhalt weitgehend selbst zu erwirtschaften. Wir nahmen außer Sozialhilfe keinerlei staatliche Hilfe in Anspruch. Wir hatten natürlich die Eingangsfinanzierung, ansonsten hätten wir das Projekt nicht stemmen können. Wir sind damals schon ein armer Verein gewesen und hätten solche Summen nicht zusammengebracht. Aber wir haben gesagt: „Gebt uns ein Haus und dann machen wir dort vor Ort eine vernünftige Arbeit mit Süchtigen.“ Das war unser Angebot und das wurde so auch angenommen.

Für uns war es wesentlich, dass wir aufs Land gehen, raus aus der Stadt, weil wir etwas anderes machen wollten. In Berlin hatten wir bereits mehrere Häuser mit über 100 Menschen, die dort zusammenlebten und wir wollten nicht einfach noch ein Haus aufmachen, sondern wir wollten etwas anderes machen. Einer unserer Mitbewohner war Landwirt und wir hatten auch am Stadtrand von Berlin im Bezirk Zehlendorf im Glienicker Volkspark an der Havel einen Garten, den wir biologisch-dynamisch bewirtschafteten. So kam es zu der Idee, hier eine biologisch-dynamische Landwirtschaft betreiben zu wollen, in der wir zusammenarbeiten und jede/r Süchtige, der/die hierherkommt, kann sofort mit einsteigen, etwas tun, was unmittelbar einsichtig war.

Der Sinn dessen, was hier getan werden muss, ist jedem sofort einsichtig. Da ist nichts Kompliziertes daran, nichts Pädagogisches oder Therapeutisches, sondern wir sind einfach nur nüchtern, wir leben zusammen, wir müssen unsere Schwierigkeiten, die wir miteinander hatten, in irgendeiner Weise bewältigen und wir müssen die Arbeit, die zu tun ist, tun. Das ist etwas ganz einfaches, das ist einfach nur ein normales Leben und das ist sehr gut dazu geeignet,

Süchtige von der Idee abzuhalten, dass sie jetzt unbedingt Drogen nehmen müssen. Wir nennen das „Mit den Händen nüchtern werden“. Die Idee stammt aus unserer Anfangszeit, da sagten wir: „Geh in den Abwasch, spül das Geschirr, trockne ab. Da brauchst du beide Hände und wenn du beide Hände in Bewegung hältst und mit denen etwas tust, kommst du nicht auf die Idee, dir den Arm abzubinden und dir einen Schuss zu setzen.“ Das war damals die übliche Form der Drogeneinnahmen, man spritzte Heroin oder „Berliner Tinke“ – das ist heute eher eine Seltenheit.

Saskia Rößner: Waren Sie der erste Hof dieser Art in Hessen?

Ronald Meyer: Der erste biologisch-dynamische Hof nicht, aber der erste biologisch-dynamische Hof, der von Süchtigen betrieben wurde, gewiss. Da sind wir sicherlich nicht nur in Hessen der erste, sondern mindestens bundesrepublikanisch die ersten gewesen.

Saskia Rößner: Gibt es mittlerweile weitere Höfe?

Ronald Meyer: Mit Süchtigen? Nein, nicht, dass ich wüsste. Die Selbsthilfe ist ein Modell, die leider nicht weit verbreitet wurde.

Mit dem Traktor werden Furchen in den Acker gezogen. Anschließend folgt das Kartoffellegen.



Das hat eine ganze Reihe Gründe, einer dürfte sein, dass die bürokratischen Hürden außerordentlich schwierig sind. Die rechtlichen Rahmenbedingungen sind katastrophal und ich glaube nicht, dass heute eine Hilfe-Form, wie unsere, nochmal an den Start kommen könnte und überleben würde. Damals, wo niemand eine vernünftige Antwort auf die Drogenfragen wusste, hat man selbst so etwas Verrücktes wie uns genommen, weil man nichts anderes hatte. Wir sind sicherlich die ersten gewesen, die gesagt haben, Süchtige müssen nicht Drogen nehmen, das ist nur eine Fehlleitung. Das alles hat sich mittlerweile sehr differenziert, sehr professionalisiert, sehr bükratisiert.

Saskia Rößner: Was sind Ihre Tätigkeitsfelder? Ich habe gerade das Hof-Café schon kennen gelernt, ich sehe Lieferwagen für Transporte und Umzüge herumfahren. Sie haben die Landwirtschaft erwähnt. Was machen Die Fleckenbühler sonst noch so?

Ronald Meyer: Die Fleckenbühler arbeiten - ganz allgemein ausgedrückt. Jemand, der zu uns kommt, ist vom ersten Tag an einbezogen in die Arbeit, am Anfang erst einmal im internen Bereich, in der Wäsche, in der Hauswirtschaft, in der Küche – einfach Tätigkeiten, die keinerlei Vorkenntnisse brauchen. Darüber hinaus haben wir von Anfang an darauf geachtet, dass wir Dinge tun können, die wir irgendwie vermarkten können.

Das waren zuerst Dienstleistungen wie Transporte. Diese waren natürlich ziemlich stadtbezogen. In Berlin funktionierten die Transporte außerordentlich gut. Diese Idee der Transporte haben wir auch hier im Landkreis umgesetzt und überraschenderweise funktionierte das ganz genauso gut wie in Berlin und ist nach wie vor eine unserer Haupteinnahmequellen.

Hier bot sich natürlich von vorneherein die Landwirtschaft an, diese besteht aus Feldwirtschaft, Viehwirtschaft und Milchwirtschaft. Damals wurden noch Milchquoten verhandelt und verteilt und eine Milchquote maß sich daran, wieviel Milch in den letzten zwei Wirtschaftsjahren auf einem Hof produziert worden sind. Auf diesem Hof, der praktisch kein Vieh mehr hatte, war die Milchquote folglich gleich Null, weswegen wir keine offizielle Milchquote bekamen, sondern wir bekamen mit viel Verhandlungsgeschick die Möglichkeit, 300.000 Liter zu produzieren, die wir aber direkt ver-

markten mussten. Wir konnten also diese 300.000 Liter Milch nicht an Molkereien liefern, sondern wir mussten sie verarbeiten, haltbar machen. Die einzige Möglichkeit Milch haltbar zu machen ist, dass man sie zu Käse macht. Das war sozusagen der Grundstein zu unserer Käserei. Wir produzierten Milch und machten daraus Käse und versuchten darüber hinaus, einen Teil der Milch „lose“ zu verkaufen. Wir wollten nur Rohmilch machen und auch nur Rohmilchkäse. Das ist mit extrem vielen Auflagen verbunden, man kann die Milch nicht einfach abfüllen und dann z.B. in Frankfurt in Läden verkaufen, man kann sie nur über die Theke hier am Hof verkaufen, aber nicht in dieser Menge hier vor Ort.

Ein anderer Produktzweig der Landwirtschaft ist das Getreide. Das Getreide verarbeitet man am besten zu Brot und evtl. zu Feinbackwaren und genau das haben wir gemacht, wir haben eine Vollwertbäckerei gegründet. Diese haben wir anfänglich in Kirchhain errichtet, weil wir hier auf dem Hof keinen Platz mehr hatten und weil wir weiter in den Markt hinein gehen wollten, um mehr zu verkaufen.

Wir nehmen Süchtige auf, jederzeit und ohne Vorbedingungen. Dazu gehört mitunter auch die Tatsache, dass süchtige Mütter mit Kindern zu uns kommen. Entweder haben die Mütter die

Bei den Fleckenbühlern sind auch (ehemals) suchtkranke Eltern mit Kindern willkommen. In der Schwangerschaft ist der Verzicht auf Alkohol und Drogen besonders wichtig.



Kinder bei sich oder diese sind bei Eltern, Großeltern oder sogar fremd untergebracht. Bei uns gehörten Kinder immer zur Gemeinschaft. Wir haben selbst auch eigene Kinder, die in der Gemeinschaft geboren wurden. Meine eigenen zwei Kinder sind in Synanon bzw. in Fleckenbühl aufgewachsen. Um den Kindern besser gerecht zu werden, haben wir einen eigenen Kindergarten hier auf dem Hof gegründet, zu Anfang kümmerten sich Leute von uns einfach um die Kinder. Weil wir das aber ausweiten wollten im Landkreis, haben wir uns nach einer geeigneten Stelle umgeschaut, wo wir einen Kindergarten aufmachen konnten und sind in Ginseldorf gelandet und haben dort ein Haus erworben.

Dann ist die Stadt Marburg auf uns zugekommen und hat angefragt, ob wir bereit wären, den staatlichen Kindergarten in Ginseldorf mit zu übernehmen, weil dort einfach zu wenige Kinder untergebracht waren. Mit damals 16 oder 17 Kindern war es einfach nicht mehr wirtschaftlich vertretbar. Bei uns gab es ebenfalls nur zehn Kinder, so haben wir gesagt: „Wenn wir entscheiden können, wie die Arbeit gemacht wird und uns die Stadt nicht reinredet, dann sind wir damit einverstanden.“ So haben wir ein Agreement gefunden mit der Stadt Marburg und sind so zu einem Kindertagesstätten-Betreiber hier im Landkreis geworden. Mittlerweile hat unser Kindergarten 50 Kinder und ist immer voll ausgelastet. Wir nennen ihn zwar nicht einen anthroposophischen Kindergarten, aber wir sagen, es ist ein an Waldorf-Kindergärten angelegter Kindergarten und wir sind mit dem Betreiben dieses Kindergartens sehr erfolgreich.

Anfang der 2000er Jahre sind nochmals von extern angefragt worden, ob wir in der Jugendhilfe tätig werden wollen, weil es im Kreis Homberg-Efze eine ehemalige anthroposophische Jugendhilfeeinrichtung gab, die dort wegen Missmanagements pleite gegangen war und man jetzt für die Immobilie, die zum großen Teil drittfianziert war, Lösungen suchte. Wir haben uns tatsächlich dazu breitschlagen lassen und ein Konzept/ein Angebot abgegeben, eigentlich in der Annahme, dass nichts daraus wird, denn wir hatten massiv auf Selbsthilfe im Jugendhilfebereich konzipiert. Überraschenderweise fand der Landkreis Homberg-Efze genau dieses Konzept außerordentlich interessant und war bereit, mit uns in die Verhandlungen einzutreten. Daraus ist dann 2004 die Jugendhilfe Leimbach geworden, die es heute auch noch gibt und die mittlerweile sehr erfolgreich ist. Wir haben dort 16 Plätze



und jetzt noch vier Außenplätze und bewirtschaften sie mittlerweile mit Vollbesetzung. Es ist nach wie vor Selbsthilfe, aber wir müssen zusehen, dass wir unsere Leute immer entsprechend qualifizieren. Sie absolvieren z.B. eine Erzieherausbildung oder eine pädagogische Ausbildung. Hierzu haben wir natürlich externe Sozialpädagogen/-pädagoginnen angestellt.

Auf unserem Hof lebten zwischenzeitlich 180 Menschen und das waren einfach zu viele, wir hatten Wagenburgen und Container aufgebaut, um die Leute unterzubringen. Deswegen haben wir begonnen in Frankfurt nach einem Domizil zu suchen und dort tatsächlich 2003 ein Haus eröffnet.

Wir haben immer versucht, die Tätigkeiten, denen wir ohnehin nachgegangen sind, zu vermarkten. Bei uns auf dem Hof leben heute 120 Menschen und die müssen alle bekocht werden. So kam es irgendwann dann dazu, dass wir angefangen haben, für

Die Milchwirtschaft ist ein wichtiges Standbein der Fleckenbühler.

Externe zu kochen. Wir betreiben einen Catering-Service, bei uns kann man Hochzeiten ausrichten lassen oder man kann große Events für bis zu 500 Personen bestellen und es hat sich nebenher ein Geschäftszweig ergeben, dass wir für Schulen und Kindergärten Mittagessen produzieren. Zurzeit produzieren wir ca. 500 externe Essen am Tag, zusätzlich zu unseren eigenen, also ungefähr 600 bis 700 Essen jeden Tag. Wir haben unseren eigenen Hofladen und mittlerweile auch in Frankfurt zwei Cafés eröffnet, in denen wir unsere Backwaren, unseren Käse und sonstigen Produkte verkaufen.

Saskia Rößner: Sie haben erwähnt, wo Sie lokal, regional und überregional gewirkt haben. Sie waren der erste Hof in Deutschland, der so etwas überhaupt gemacht hat und haben in Ginseldorf, in Homberg-Efze, bis hinein nach Frankfurt gewirkt. Aber auch in gesellschaftlichen Bereichen, wie Kindergarten und Jugendhilfe, wo denn noch?

Ronald Meyer: Was wir nicht sonderlich erwähnen, was wir aber natürlich gerne machen, sind die Besuchergruppen, die kommen, um sich über unsere Arbeit zu informieren, über unsere Landwirtschaftsarbeit, es gibt aber auch Schulklassen, die uns besuchen. Wir gehen umgekehrt auch in kleinen Gruppen in die Schulen des

Im Fleckenbühler Hofladen werden die selbst hergestellten Produkte verkauft.





Kreises und berichten über unsere Arbeit bzw. es ist dann i.d.R. so, dass wir mit neu eingetretenen Leuten rausgehen und diese berichten aus ihrem Leben und dienen als Beispiel dafür, wie es schief gehen kann, wenn man den falschen Dingen folgt. Das läuft gut und wird sehr in Anspruch genommen. Es sind im Jahr mehrere hundert Veranstaltungen, die wir auf die Art und Weise absolvieren.

Es gab auch immer eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen uns und dem Landkreis Marburg-Biedenkopf in anderen Bereichen. Seit einiger Zeit sind wir im Nachhaltigkeitsbereich stark tätig. Es gibt die Gemeinwohlbilanzierung, die wir hier für unsere Landwirtschaft durchgeführt haben, wo sich auch der Landkreis momentan sehr stark engagiert. Unsere landwirtschaftliche Tätigkeit ist nicht nur und nicht ausschließlich das Produzieren von Getreide, Kartoffeln oder sonstigen landwirtschaftlichen Produkten,

Bei der Kartoffelernte wird mit der Hand nachgearbeitet. Keine Kartoffel soll übersehen werden.

sondern wir sind auch im landschaftsgestaltenden Bereich tätig. Wir sind hier Eigentümer von 120 Hektar Land um den Hof herum, die waren damals, als wir hierherkamen, ausgeräumte Landschaft – d.h. da waren nur große Felder ohne Baum und Strauch. Diese Landschaft haben wir komplett verändert, wir haben Hecken eingezogen, Feldholzinseln usw. Wir haben das „Rote Wasser“, den Bach, der durch unser Land geht, renaturiert und bepflanzte und haben es mit ermöglicht, dass zwischen dem Ortsteil Schönstadt und dem Hauptort Cölbe ein Fahrradweg entlang der B3 gebaut werden konnte, zum großen Teil über unser Land. Außerdem haben wir mit der Holz Schmidt GmbH einen Vertrag geschlossen, dass wir deren Wärmeabluft als Fernwärme nutzen und somit unseren Hof beheizen. Das hat dann in dem weiteren Schritt dazu geführt, dass das gesamte Dorf Schönstadt eine Genossenschaft gegründet hat und ebenfalls die Abwärme, der Holz Schmidt GmbH nutzt und so komplett über diese Anlage versorgt wird. Das war zwar nicht ausschließlich unsere Idee, aber wir waren daran beteiligt und waren Vorreiter. Ökologisch sind wir sicherlich Vorbild und Vorreiter für viele Aspekte, die momentan relevant sind.

die Fleckenbühler gemeinnütziger und mildtätiger e.V.
Fleckenbühl 6, 35091 Cölbe
Telefon: 06427 / 92 21 - 0
E-Mail: info@diefleckenbuehler.de
Internet: www.die-fleckenbuehler.de

Gemeinschaft in Kehna

**Interview mit Michael Gehrke
und Gabriele Scholtes**

Gründungsmitglieder

Saskia Rößner: Wann wurden Sie offiziell gegründet und wie sah der Prozess der Gründung aus?

Michael Gehrke: Unser Verein wurde 1980 gegründet, 1982 ging das Projekt Hofgut Friedelhausen in Betrieb und im Lauf der Jahre zeigte sich, dass die Räumlichkeiten nicht ausreichen, deswegen haben wir nach einer Zweigeinrichtung Ausschau gehalten und sind dann auf den Ort Kehna gestoßen. Dort zeigte sich, dass in diesem kleinen Ort, wo es nur zwölf Haushalte gibt, drei Höfe zu verkaufen waren, sodass wir dann entschieden haben, eine neue Einrichtung zu gründen. Der Prozess der Gründung ging von 1993 bis 1996, am 29. Februar 1996 sind wir mit acht Menschen mit geistiger Behinderung eingezogen in ein unfertiges Gebäude, das noch keine Türen hatte und keine Betten usw.



*Gabriele Scholtes
und Michael
Gehrke.*

Saskia Rößner: Für so einen kleinen Verein sind drei Höfe doch bestimmt auch eine riesengroße Herausforderung?

Michael Gehrke: Erst einmal war es natürlich auch eine Frage der Finanzierung. Zum Glück wurden Einrichtungen in den 90er Jahren noch großzügig gefördert. Damals war von dem Sozialministerium die Devise ausgegangen, trägerübergreifende Kooperationen zu bilden und das haben wir gemacht, z.B. hat sich der Spastiker-Verein beteiligt (später in Mino umbenannt), auch eine südhessische Initiative war mit dabei, sodass dann die Entscheidung fiel, dass das Land Hessen uns unterstützt, was heute so nicht mehr der Fall wäre.

Was die Kraft und die personelle Situation betrifft: Wir hatten damals noch viel Zeit, wir hatten noch nicht so viel Bürokratie und wir konnten uns voll und ganz auf die Arbeiten konzentrieren. Wir haben sehr viel selbst gemacht, wir haben mit Zivildienstleistenden, Ex-Zivis und auch mit den zukünftigen Bewohnern hier vor Ort gearbeitet. In dieser Zeit war die Kraft einfach vorhanden.

Gabriele Scholtes: In dem Zusammenhang ist vielleicht auch die Mischfinanzierung im Hinblick auf die Investitionen interessant. Das ganze Dorf steht ja als Ensemble unter Denkmalschutz und es hat noch von anderer Seite Interesse gegeben, diesen quasi ausgestorbenen Ort wieder zu beleben. Was man heute rundherum in den anderen Dörfern erlebt, dass die Menschen älter werden und dass die Dorfkerne aussterben, das war hier schon in den 80er Jahren passiert - es haben ja nur noch etwa 20 Menschen hier gewohnt. Insofern gab es großes Interesse und es haben sich unterschiedliche Behörden an der Finanzierung beteiligt.

Saskia Rößner: Wie kamen Sie denn überhaupt auf die Ideen, den Verein zu gründen?

Michael Gehrke: Der ursprüngliche Gründer des Vereins „Hofgemeinschaft für heilende Arbeit“ war Prof. Hildebrand, ein Medizinprofessor aus Marburg, der selbst eine behinderte Tochter hatte. Er hatte bereits ebenfalls die Bettina-von-Arnim-Schule gegründet und Friedelhausen wurde als Nachsorgeeinrichtung für diese Schule initiiert.

Damals gab es noch die Idee, dass, wenn man auf eine bestimmte Schule ging, dann auch später in der dazugehörigen Nachfolgeeinrichtung lebt. Das war in der Biografie bereits vorgesehen. In den letzten 30 Jahren hat sich da ja sehr viel verändert, auch an Individualisierung. So etwas würde man heute natürlich nicht mehr machen. Aber die eigentliche Idee damals war, für Schulabgänger der Bettina-von-Arnim-Schule eine Einrichtung zu gründen. Es sind da natürlich auch einige gekommen sowohl nach Friedelhausen, als auch später nach Kehna, aber natürlich auch viele andere.

Wir haben im Laufe der Jahre ein Stück weit auch gelernt, was u.a. auch Normalisierung bedeutet für Menschen mit Behinderung. Wenn jemand nach Kehna kommt, wird er nicht merken, dass hier eine Einrichtung ist. Wir haben kein Schild und wir versuchen uns



In der Gemeinschaft in Kehna findet jeder ein Aufgabengebiet, das zu ihm passt – ob Holzarbeit, Gartenbau (links), Weberei (Mitte) oder Kaffeerösterei (rechts).

hier als Dorfbewohner und Nachbar aufzufassen. Deswegen haben wir uns auch nicht „Gemeinschaft Kehna“ genannt, sondern wir sind eine Gemeinschaft innerhalb von Kehna, deswegen Gemeinschaft IN Kehna, und das wird von den Nachbarn auch sehr honoriert.

Saskia Rößner: In welchen Bereichen sind Sie heute tätig? Was macht die Gemeinschaft in Kehna?

Gabriele Scholtes: Das ist langsam und stetig gewachsen. Wir haben ja diese drei Hofreiten erworben und die waren nicht von jetzt auf gleich fertig, sondern sind sukzessive in einem Zeitraum von über 20 Jahren aus- und umgebaut und langsam mit Leben gefüllt worden. Unsere konzeptionelle Grundlage ist, den Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung Wohnraum und Arbeitsplätze anzubieten.

Das Besondere in unserem Konzept ist eben, dass teilweise Betreuer mit ihren Familien zusammen mit den behinderten Menschen hier leben. Die Ursprungsidee war, dass wir große „Familien“-Verbände einrichten mit acht bis zehn Bewohnern mit ihren Betreuern; das hat sich aber im Laufe der Zeit verändert. Wir haben zwar auch große „Familiengruppen“, aber auch eingestreut betreute Wohngruppen und Paar-Appartements. Das ist sehr vielfältig und bunt gemischt. Einmal hier in Kehna, aber inzwischen auch außerhalb von Kehna werden betreute Wohnplätze angeboten. Wir haben einige Paare (auch Ehepaare), die betreut werden.

Michael Gehrke: Wir sind neben Wohnheim auch WfbM - Werkstatt für behinderte Menschen. Auch wenn wir nur eine kleine Werkstatt sind im Vergleich zu einer Partnereinrichtung in Marburg, haben wir doch verschiedenen Arbeitsbereiche, aus denen die Bewohner wählen können, wo sie arbeiten möchten. Sehr begehrt ist die Hauswirtschaft. Weitere Bereiche sind der Garten, die Schreinerei, die Weberei und die Kaffeerösterei – die hat ein gewisses Alleinstellungsmerkmal mit einem Café. Diese hat sich erst im Laufe der Zeit entwickelt. Als wir mit der Kaffeerösterei anfangen, konnten die Kunden lediglich mal eine Tasse Kaffee zum Probieren trinken. Mit dem Umzug in andere Räumlichkeiten ist dann ein Café gegründet worden, was sich mehr und mehr vieler Besucher erfreut, wo fast täglich neue Kunden kommen. Das Café ist auch ein Ort der Begegnung, wo Café-Gäste auf Menschen mit Behinderung treffen, sich mit ihnen unterhalten, das Leben hier mitkriegen und daher ist es eigentlich ein sehr inklusiver Ort geworden.

Saskia Rößner: War die Gemeinschaft denn in irgendeiner Weise besonders einflussreich?

Michael Gehrke: Wir haben ja nicht nur Arbeitsplätze innerhalb des Ortes hier in der Werkstatt, sondern wir haben auch eine vergleichbar große Anzahl von Arbeitsplätzen geschaffen, bzw. vermittelt in Unternehmen in der Umgebung, in Vereine oder Organisationen. Und hier ist die Gemeinschaft in Kehna in Hessen beispielhaft. Die betriebsintegrierten Beschäftigungsplätze (BiB) sind ja so eine Art Zwischenphase, das ist noch nicht der 1. Arbeitsmarkt, aber sie sind außerhalb der Einrichtung auf normalen Arbeitsplätzen und wir sind da durchaus auf 15 Prozent unserer Werkstattbesucher gekommen. Wenn das vielleicht in absoluten Zahlen auch wenig klingt, so denke ich, auch da sind wir auch in unserem Verband (wir gehören ja zum Bundesverband für anthroposophisches Sozialwesen) am weitesten, ja ein bisschen Trendsetter was Integration bzw. Inklusion betrifft.

Saskia Rößner: Gibt es Nachahmer?

Gabriele Scholtes: Ja sicher, schon. Aber es ist mit Aufwand verbunden und natürlich auch mit dem Wohlwollen der Betriebe. Ich denke, es ist langsam am Kommen und wir können hier in unserem

Kreis auch bis Marburg hin zurückgreifen auf ein großes Wohlwollen, dass die Betriebe Interesse zeigen daran. Sie müssen natürlich auch begleitet werden, man kann sie nicht im Regen stehen lassen. Es ist wirklich sozialpädagogische Arbeit, aber die lohnt sich. Ergänzend zu unserem Einfluss wollte ich noch anmerken, wenn man sieht, wie sich der Ort/die Gemeinde (die ja am Aussterben war) mit Leben gefüllt hat, das wurde von den Nachbarn sehr wohlwollend begleitet. Sie haben uns sehr unterstützt und es sind Freundschaften entstanden zwischen den Nachbarn und den Bewohnern/Bewohnerinnen. Einerseits fing es an mit unserer niedrigschwelligen kulturellen Arbeit – wir bieten ja immer wieder Konzerte an und machen das auch ohne großen Eintritt. Es gibt z.B. ältere Nachbarn, die hier gar nicht mehr rauskommen und die alles mitnehmen, was wir bieten und sich unheimlich freuen. Es ist ein kleiner Kulturbeitrag für den Ort, aber inzwischen auch darüber hinaus. Die Vereine haben uns entdeckt und arbeiten mit uns zusammen. Im Sommer hat es ein Chorkonzert gegeben von drei verschiedenen Chören, wo wir eigentlich nur die Räumlichkeit gestellt haben. Man merkt, dass durch unsere Initiative Verbindungen entstehen von Mensch zu Mensch. Ganz neu ist eine Initiative von der Gemeinde mit dem Titel „Gutes Leben im Alter“, die wird unterstützt vom Büro für Regionalentwicklung, wo wir explizit als Experten mit eingebunden werden, weil unsere Bewohne ja auch älter werden und wir selbst unsererseits bereits auf der Suche waren, was können wir in der Hinsicht tun. Unser Plan war, Generationen übergreifend zu arbeiten und uns ein Stück weit noch weiter zu öffnen für andere Menschen. Wir haben einen Hof erworben in der Gemeinde, den wir zusammen mit anderen Initiativen ausbauen wollen für Familien, Studierende, behinderte Menschen, alte Menschen mit Behinderung und der auch nochmal Raum für Kulturelles und Arbeitsmöglichkeiten bietet.

Saskia Rößner: Sie haben eben bereits angesprochen, dass hier in der Region gerade auch in den Unternehmen ein Klima herrscht, wo man offen ist für neue Wege und soziale Alternativen. Glauben Sie, dass der Landkreis eine besondere Rolle spielt bei sozialen Innovationen - sei es hessenweit, sei es deutschlandweit?

Michael Gehrke: Ich glaube schon, dass der Landkreis Marburg etwas Besonderes ist in dieser Beziehung. Wir sind natürlich vor



allem in der Gemeinde mit offenen Armen aufgenommen worden, wurden auch durch den damaligen Bürgermeister sehr unterstützt, auch heute noch. Aber auch der Landkreis Marburg-Biedenkopf zeichnet sich aus unserer Sicht durch eine große Offenheit für Menschen mit Behinderung aus. Was wir von Kollegen aus anderen Landkreisen hören, ist, dass diese viel größere Schwierigkeiten haben, Plätze zu finden auf dem Arbeitsmarkt.

Bei uns ist es mittlerweile so, dass wir mehr Anfragen haben, als Leute, die wir vermitteln können. Das hat uns gewundert, aber es spricht sich herum. Unternehmen, die behinderte Menschen aufnehmen, merken meistens sehr schnell, dass es ein großer Vorteil ist für die Unternehmen. Wir hatten z.B. einen jungen Mann in einen landwirtschaftlichen Betrieb in der Nähe vermittelt und da kam die Rückmeldung: „Seitdem der da ist, schreien wir uns nicht mehr an bei der Arbeit.“ Sie haben gemerkt, das soziale Klima hat sich geändert.

Am Fuße der Oberstadt liegt der Alte Botanische Garten mit einem kleinen Teich in seiner Mitte.

Saskia Rößner: Bezüglich des sozialen Bereichs hört man oft davon, dass man schlechter bezahlt wird, dass man sich selbst ausbeutet oder dass man nur das eigene Helfersyndrom bedient. Aber natürlich hat man auch einen Job mit Sinn und bekommt ganz viel zurück. Wie erleben Sie das hier?

Michael Gehrke: Ich erlebe die Tatsache, dass man sich vielleicht mehr engagiert, als es vertraglich mit der Stundenzahl abgedeckt ist, nicht als Belastung, sondern im Gegenteil: In dem Moment, wo man sehr auf Stunden achtet, ist man meistens schneller ermüdet und schneller auch ausgebrannt. Ich denke, die Frage von Burn-out hat vor allem mit der Sinnhaftigkeit der Arbeit zu tun und ob man selbstbestimmt arbeiten kann und nicht mit der Anzahl der Stunden, die man wöchentlich arbeitet.

Gabriele Scholtes: Ich würde das genauso unterstützen. Es ist so, dass wir versuchen, unseren Mitarbeitenden zu signalisieren, dass sie ein Stück weit flexibel mit ihren Arbeitszeiten umgehen können. Es gibt natürlich Arbeitszeiten, da sind die betreuten Menschen da und da ist man gefordert, aber es gibt auch Regiezeiten oder Bereiche ohne direkte Betreuung und da signalisieren wir ganz klar, wenn es nicht so viel zu tun gibt, sollen die Mitarbeitenden lieber mal früher gehen und sich nicht unter Druck setzen und bis zu ei-

*Die Lahnterrassen
vor der Uni-Mensa
laden im Sommer
zum Verweilen
ein.*

ner gewissen Uhrzeit am Arbeitsplatz bleiben. Wir wünschen, dass sie dies selbst ein Stück steuern können, denn das bringt ein Stück Selbstwirksamkeit in diesen Prozess und es wäre ein Wunsch von mir, dass dieses Stück Selbstregie und Selbstwirksamkeit erhalten bleibt. Ich denke einfach, es wäre ein Gewinn, wenn es gelingt, dieses „verdienen müssen“ ein Stück weit aus dem Kopf zu bekommen oder zu trennen von der eigentlichen Arbeit. Natürlich muss die Existenzgrundlage trotzdem gut gegeben sein. Ich denke, es wäre nicht verkehrt, mal über gewisse Ideen, die gesellschaftlich bestehen, nachzudenken und wirklich der Arbeit nachzugehen, die einen erfüllt und die einem Freude macht. Die Möglichkeit der Begegnung mit Menschen und vor allem mit Menschen mit Behinderung, die eigen sind, die originell sind – das kann wirklich Freude bereiten und einen selbst weiterbringen, es ist ein Stück Selbsterfahrung. Ich finde, man hat in unserem Bereich viele Chancen, wenn es gelingt, es irgendwie von diesem „verdienen müssen“ zu trennen.

Michael Gehrke: Ich denke, man verdient ja gar nicht so schlecht. Die Zeiten, wo man sich im Sozialen für sehr wenig Geld aufopfern musste, sind doch ein Stück weit vorbei. Da haben wir in Deutschland das große Glück, dass gerade behinderte Menschen einen hohen Schutz genießen und sehr viel Geld investiert wird vom Staat dafür, dass eine gute Betreuung stattfindet. Wenn es auch natürlich hier und da Kritik gibt an Kürzungen, aber wenn man weltweit einmal den Standard vergleicht, stehen wir in Deutschland sehr gut da.

Gabriele Scholtes: Vielleicht ist in dem Zusammenhang auch unser Gehaltsmodell interessant. Dass wir nicht unbedingt nach der Form des beruflichen Abschlusses bezahlen (das wissen alle Mitarbeitenden und das wird auch transparent gehandhabt), dass jemand mit einem akademischen Abschluss nicht mehr bekommt, als beispielsweise eine Erzieherkraft. Das spielt natürlich auch eine Rolle.

Hofgemeinschaft für heilende Arbeit e.V.
Gemeinschaft in Kehna
Kenenstraße 6, 35096 Weimar-Kehna
Telefon: 0 64 21 / 97 44 – 90
E-Mail: info@in-kehna.de
Internet: www.in-kehna.de



Hotel Kornspeicher

Interview mit Rocco Pabst

Hoteldirektor

Jenna Curth: Wann wurde Ihr Haus offiziell gegründet und welche Idee steckte dahinter?

Rocco Pabst: Die Gründung des Hotels im Kornspeicher war 2008, welches offiziell als gemeinnützige GmbH firmiert. Die Idee kam bereits etwas vorher und ursprünglich aus der Idee der Sozialen Hilfe Marburg. Es gab die Planung, ein Projekt zu schaffen, zur Integration auch für Menschen mit Körperbehinderung und natürlich in Zusammenarbeit mit der Sozialen Hilfe Marburg, die psychisch beeinträchtigte Menschen betreut. So kam es zur Findung des Kornspeichers, wo wir damals überlegt hatten, anfangs ein Backpacker-Hotel zu eröffnen, aber schlussendlich ein Hotel Garni im 3-Sterne Superior-Bereich entstanden ist, welches wir jetzt seit zehn Jahren führen. Die Eröffnung war im Herbst 2009.

Jenna Curth: Was war neu an der Idee?

Rocco Pabst: Ich denke, die Idee war nicht ganz neu, es war aber nicht ganz so populär, Hotels mit Menschen mit Behinderung zu führen, die alle auf dem ersten Arbeitsmarkt arbeiten, alle in sozialversicherungspflichtigen Arbeitsverhältnissen.

Es war eigentlich die erste Idee, so ein Hotel zu gestalten unter dem Gesichtspunkt der Barrierefreiheit – praktisch das bauliche Vorhaben des Hauses und natürlich die Barrierefreiheit im Sozialen, also Mitarbeitende zu beschäftigen, die eben schwerbehindert sind und Behinderungen aufweisen, die auf dem ersten Arbeitsmarkt eher Schwierigkeiten bis keine Chancen haben, integriert zu werden. So bin ich als Hotelbetriebswirt zum ersten Mal auf die Idee gekommen, Kollegen zu suchen, die ggf. schon so arbeiten. Es war halt nicht ganz üblich und dann fand ich einen kleinen Ho-

telverbund mit fünf Hotels, der nennt sich Embrace-Hotels, dem wir damals beigetreten sind. Mittlerweile ist der Verbund auf 53 Häuser angewachsen.

Jenna Curth: Welche Jobs kann man denn bei Ihnen ausüben?

Rocco Pabst: Arbeit gibt es in den klassischen Bereichen, wie Rezeption, Service und Etage, wobei der Service etwas eingeschränkt ist, denn wir sind ein Hotel Garni, d.h. wir bieten nur Frühstück, deshalb ist der Service auf den Frühstücksbereich eingegrenzt. Mittags haben wir hin und wieder exklusive Lunchbuffets, die wir für Tagungen anbieten, aber nur im Rahmen eines Buffets, nicht im À la carte-Bereich.

Jenna Curth: Hatte Ihre Idee - rückblickend gesehen - einen Einfluss, vielleicht auch über die Landesgrenzen hinaus? Steht Ihr Hotel vielleicht auch als Vorbild für andere Einrichtungen oder andere Hotels?

Rocco Pabst: Soweit ich das einschätzen kann, ist der damalige Entschluss in den Verbund der Embrace-Hotels zu gehen, schon ein Punkt gewesen, mehr in die Öffentlichkeit zu rücken, als ein kleines Garni-Hotel in Marburg. So hat man doch mehr Aufmerksamkeit und in dem Hotelverbund sind mittlerweile auch Kollegen aus der Schweiz und aus Italien hinzugekommen, und er ist relativ weit gestreut in Deutschland.



links: Kornspeicher vor der Sanierung im Jahr 2008.

rechts: Hotel Kornspeicher nach der Sanierung 2009.

Hoteldirektor Rocco Pabst vor dem Hotel Kornspeicher.



Wir sind natürlich auch beratend tätig und helfen Kollegen, die auch Hotels eröffnen möchten, die Fragen haben und vor ähnlichen Problemen stehen, wie wir in 2008/2009 gestanden haben, um somit auch Hilfestellung zu geben und Vorschub zu leisten, in der Öffentlichkeit eine Stimme zu bekommen als Integrationshotel.

Jenna Curth: Glauben Sie, dass das Marburger Land eine besondere Rolle bei sozialen Innovationen spielt?

Rocco Pabst: Meines Erachtens schon, denn es sind ja große Projekte, die hier in Marburg umgesetzt sind, wie z.B. die Blista, die weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt ist. Ich kann mir natürlich auch vorstellen, dass z.B. auch ein barrierefreies Wohnheim interessant ist für Studenten, die nicht gerade hier in der Umgebung wohnen. Gerade, wenn man von weiter her kommt und hier studieren möchte, ist es wichtig, Hilfestellung zu bekommen. Wenn das Land oder die Stadt noch etwas mehr in diese Richtung tun würde, wäre das positiv. Man könnte etwas mehr Barrierefreiheit in der öffentlichen Infrastruktur schaffen, damit man Gästen aus anderen Regionen anbieten kann, Marburg zu besuchen als alte Stadt mit alten Sehenswürdigkeiten, aber trotzdem einer großen Barrierefreiheit – das ist noch ausbaufähig.

Jenna Curth: Wie erleben Sie die Schreckensgespenster, die es im sozialen Sektor gibt, z.B. geringes Einkommen, Helfersyndrom, Selbstausbeutung o.ä.? Können Sie dazu etwas sagen?

Rocco Pabst: Eher nicht, weil wir im Hotelbereich arbeiten und dadurch alle Mitarbeitenden als Kollegen sehen. Es gibt ggf. bei dem einen oder anderen Mitarbeitenden ein Defizit, was man ausgleicht. Wir fordern unsere Kollegen/Kolleginnen schon auch, natürlich in dem Maße, was sie leisten können. Es ist aber nicht so, dass wir die Möglichkeit haben, ihnen alle Arbeit abzunehmen, wir müssen schon schauen, dass wir marktwirtschaftlich tätig sein können unter dem Aspekt natürlich, in diesem geschützten

Rahmen die Mitarbeitenden entsprechend einzuteilen und in dem Maße ihrer Leistungsfähigkeit zu beschäftigen. Zu den Gehältern kann ich sagen, dass wir nach den Tarifen der DEHOGA Hessen zahlen und dies jährlich anpassen.

Jenna Curth: Gibt es Ihrer Meinung nach Vorteile, wenn man als Arbeitnehmer im sozialen Bereich einsteigt? Zum Beispiel einen Job mit Sinn zu haben.

Rocco Pabst: Wie gesagt, wir sind ja mehr im Bereich der Wirtschaft unterwegs. Wir haben Unterstützung von externen Sozialpädagogen über den Integrationsfachdienst oder über Soziale Hilfe Marburg, aber im Hotel selbst sind wir keine ausgebildeten Pädagogen. Das sind eher Fachleute im Hotelbereich.

Ein Job mit Sinn – das ist ein wichtiger Punkt. Der Mehrwert der Arbeit im Hotel ist natürlich nicht nur die Beherbergung der Gäste, sondern der Anspruch, Gäste zu beherbergen, ohne dass uns der Gast einen Mitleidsbonus geben muss für Behindertenarbeit. Für uns ist es das Ziel, behinderte Mitarbeitende zu integrieren, mit uns zu arbeiten und ein gleichwertiges Rädchen in dem ganzen System zu sein, ohne die Beeinträchtigung zu zeigen.

Nicht dass man sagt: „Das kann ich nicht“. Man schaut dann eben, wie es geht und das ist dann gar kein Thema. Man schaut, wie kann man das lösen, ohne dass die Beeinträchtigung des einzelnen Mitarbeitenden großes Gewicht bekommt in unserem Arbeitsablauf. Der eine oder andere Gast fragt manchmal, wie das denn so funktioniert, weil er es gar nicht so mitkriegt. Manche Gäste erwarten vielleicht ein „Pflegeheim“, das ist aber nicht unser Ziel. Wir wollen keinen Mitleidsbonus für unsere Mitarbeitenden, sondern möchten ein ordentliches Produkt auf dem Markt abgeben. Das ist seit 10 Jahren unser Ziel.

Kornspeicher gemeinnützige GmbH
Molkereistraße 6, 35039 Marburg
Telefon: 0 64 21 / 9 48 41 – 0
E-Mail: info@hotel-kornspeicher.de
Internet: www.hotel-kornspeicher.de

Integral gGmbH

Interview mit Helge Micklitz
Geschäftsführer



*Geschäftsführer
Helge Micklitz.*

Saskia Rößner: Wann wurde INTEGRAL offiziell gegründet und wie sah der Prozess der Gründung aus?

Helge Micklitz: Offiziell gegründet wurde INTEGRAL im Jahr 1992, die Betriebsaufnahme hat am 1.07.1993 stattgefunden. Um den Prozess der Gründung von INTEGRAL zu verstehen, muss man wissen, dass unter dem Dach von INTEGRAL – sozusagen als Inhalt von INTEGRAL – Projekte eingezogen sind, die wesentlich früher entstanden waren. Diese gehen zurück auf das Jahr 1986, als beim Arbeitskreis Soziale Brennpunkte im Rahmen der Gemeinwesenarbeit die Idee aufkam, Menschen, die arbeitslos sind und Sozialhilfe beziehen, über das Instrument der Hilfe zur Arbeit eine sinnstiftende Beschäftigung anzubieten und die Integration in Arbeit zu fördern, statt die Folgen von Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Die in diesem Kontext entstandenen „Lokalen Beschäftigungsinitiativen“ in den Bereichen Metall- und Elektroaltgeräterecycling – heute Recyclinghof – sowie Wohnumfeldgestaltung – heute Garten- und Landschaftsbau – gingen 1993 unter das Dach der vom Landkreis Marburg-Biedenkopf neu gegründeten Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft INTEGRAL, in die einige Jahre später auch die Stadt Marburg als Gesellschafter eintrat. Parallel hierzu ist mit Wirkung vom 1.07.1993 auch das Projekt „Kind und Umwelt“ des Vereins LOBI (Lokale Beschäftigungsinitiative für Frauen in sozialen Brennpunkten) auf INTEGRAL übergegangen.

Seinen Ursprung hat INTEGRAL somit in den – damals bereits sozial und ökologisch orientierten – lokalen Beschäftigungsinitiativen. Begonnen hat alles 1986 mit der Wohnumfeldgestaltung im Marburger Stadtteil Waldtal.

Saskia Rößner: Was war an dieser Idee denn besonders neu oder besonders einzigartig?

Helge Micklitz: Ob sie einzigartig war, kann ich gar nicht so genau beurteilen. Für uns neu war gerade der Ansatz im Sozialen Brennpunkt selbst, der aus der Gemeinwesenarbeit heraus entstanden ist: nämlich mit den Bewohnern das eigene Wohnumfeld – d.h. das eigene Lebensumfeld – neu zu gestalten. Der neue Ansatz bestand darin, sich über die öffentlich geförderte Arbeit und damit zugleich über die Integration in geförderte reguläre Arbeitsverhältnisse, das eigene soziale Umfeld neu anzueignen und in der Folge mit diesem Wohnumfeld auch anders umzugehen als das in sozialen Brennpunkten zuvor häufig der Fall war. In der folgenden Erweiterung des Angebots an öffentlich geförderter Arbeit wurden bewusst Bezüge zu bestimmten Berufsbildern hergestellt, die gerade in Sozialen Brennpunkten weit vertreten waren. Man denke hier nur an das „Schrottlere-Gewerbe“, hier gab es eine sehr enge Verbindung zum entstehenden Arbeitsbereich Recycling. Die Schrottlere haben ja schon immer im Bereich der Metalleinsammlung erheblich zum Wertstoffrecycling beigetragen. Signifikant für die lokalen Beschäftigungsinitiativen war die unmittelbare Anknüpfung an der Lebenswirklichkeit der Bewohner in sozialen Brennpunkten, um Brücken für die Integration in als sinnvoll erfahrbare Arbeit zu schlagen und den Regelkreis der Vererbung von Sozialhilfe als Regeleinkommen zu unterbrechen. Zum Gründungsprozess von INTEGRAL ist sicherlich wesentlich, dass der Landkreis Marburg-Biedenkopf – hier in Gestalt des Sozialdezernenten Thomas Naumann – eine kreiseigene Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft gründen wollte, aber eben nicht an den bestehenden Initiativen und Projekten vorbei, sondern unter deren Einbeziehung. Dieses Angebot angenommen haben INTEGRAL und LOBI. Deren Beschäftigungsinitiativen sind dann unter das Dach von INTEGRAL gewechselt, weil sie hier, gefördert mit erheblichen Mitteln durch den Landkreis Marburg-Biedenkopf, die Chance sahen, die bestehenden Initiativen und

Projekte professionell weiterzuentwickeln und vor allen Dingen auch zu verstetigen, d.h. eine gewissen Unabhängigkeit von den Wechselfällen der Projektförderung zu erreichen, die gleichwohl für die Entwicklung neuer Ideen bzw. entsprechende „Initialzündungen“ unverzichtbar sind.

Die Förderer der ersten Stunde, was gerade die sogenannten lokalen Beschäftigungsinitiativen in den sozialen Brennpunkten betrifft, fanden sich auf Seiten des Hessischen Sozialministeriums. Hier wurde – über die Förderung der Gemeinwesenarbeit durch das Hessische Sozialministerium und das Landesjugendamt hinaus – dieser völlig neue Förderzweig etabliert und die gerade in Hessen entstehenden Initiativen entscheidend gefördert.

Saskia Rößner: Sie haben eben schon erzählt, womit Sie gestartet sind: Landschaftsbau, Recyclinghof usw. Gab es denn da irgendwelche großen Veränderungen? Sind Arbeitsfelder hinzugekommen? Sind welche weggefallen? In welchen Bereichen sind Sie heute tätig?

Helge Micklitz: Es ist viel hinzugekommen und wenig weggefallen. Weggefallen ist nach einigen Jahren nur das Projekt „Kind und Umwelt“, das der Verein LOBI eingebracht hatte, weil es sich als sehr schwierig erwiesen hat, insbesondere z. B. in der Nähwerkstatt die qualifizierende Beschäftigung erfolgreich zu realisieren, die ursprünglich angedacht war. Neu hinzugekommen ist sehr bald, d. h. Mitte der 90er-Jahre, der heute noch existierende große Arbeitsbereich Schulservice. Ausgangspunkt war die Überlegung: „Wir brauchen im Bereich der geförderten Arbeit wohnortnahe über den ganzen Landkreis verteilte, sinnstiftende bzw. gesellschaftlich anerkannte und zukunftsfähige Arbeitsangebote.“ So entstand die Idee, an den Schulen für ein wesentlich verbessertes Ernährungsangebot für die Schülerinnen und Schüler zu sorgen und dies mit der arbeitsmarktpolitischen Zielsetzung zu verschränken nämlich der wohnortnahen Integration in Arbeit, verteilt über den ganzen Landkreis. Dieser Arbeitsbereich existiert nicht nur heute noch, sondern ist über viele Jahre gewachsen. Aktuell bietet der Schulservice im Kontext der geförderten qualifizierenden Beschäftigung von zuvor langzeitarbeitslosen Menschen Schülerinnen und Schülern an 18 Schulstandorten in Stadt und Kreis eine hochwertige Schulverpflegung, die der sozialen und

ökologischen Ausrichtung von INTEGRAL verpflichtet ist. Ebenfalls hinzugekommen ist als neues Projekt der Schulmilch-Lieferservice. Dieser ist, gefördert durch das Hessische Sozialministerium und die Agentur für Arbeit Marburg, ursprünglich gestartet als ein Logistikprojekt mit regionalem Bezug, in dem Frauen den LKW-Führerschein und entsprechende Fahrpraxis erwerben konnten. Nach dem Motto „Aus der Region für die Region“ wurden die Schulen mit Milcherzeugnissen der Marburger Molkerei beliefert. Im Zuge der starken Konzentration in der Milchwirtschaft konnte der regionale Bezug nur teilweise aufrecht erhalten werden. Geblieben ist jedoch die qualifizierende Beschäftigung und Arbeitsmarktintegration im wachsenden Beschäftigungsfeld Logistik. Der Schulmilch-Lieferservice beliefert aktuell Schulen und Kindergärten im Landkreis Marburg-Biedenkopf und den angrenzenden Landkreisen.

Ab 2009 neu hinzugekommen ist, gefördert durch das KreisJob-Center Marburg-Biedenkopf, der Arbeitsbereich Coaching- und Vermittlungsprojekte. Hier handelt es sich um Projekte, die auf die verschiedenen Zielgruppen der Arbeitsförderung spezialisiert sind: z. B. Menschen, die eine geringfügige Beschäftigung ausüben und kein existenzsicherndes Einkommen haben, arbeitsmarktferne Menschen, die seit vielen Jahren arbeitslos sind und wieder an den Arbeitsmarkt herangeführt werden sollen oder - in neuerer Zeit - auch die Zielgruppe der Menschen mit Migrations- und Fluchthintergrund, für die wir nicht nur Deutschkurse, sondern auch entsprechende Akademien für die Integration in Arbeit und Ausbildung betreiben. Vielen gemeinsam ist ein ganzheitlicher Ansatz, der die Menschen in ihren vielfältigen Lebenszusammenhängen in den Blick nimmt. So lässt sich nicht nur besser herausfinden, warum Menschen jeweils überhaupt arbeitslos sind, sondern lassen sich zugleich auch die Potentiale erkennen, deren Hebung eine Integration in Arbeit nachhaltig befördern kann. Diese Projekte wurden kontinuierlich weiterentwickelt und werden auch in diesem Jahr fortgeführt.

Mit der Aufnahme der Reha-Ausbildung für lernbehinderte junge Menschen in der Fachrichtung Gartenbauwerker erhielt die Abteilung Garten- und Landschaftsbau einen neuen Ausbildungsschwerpunkt, der bis heute sowohl hinsichtlich der Ausbildungsabschlüsse als auch der anschließenden Integration in den allgemeinen Arbeitsmarkt erfolgreich realisiert wird. In 2017

Die Elisabethkirche ist in Marburg nicht zu übersehen – selbst in den engen Gassen der Altstadt.

hinzugekommen ist ein neues Ausbildungsprojekt und ein neuer Reha-Ausbildungsgang für lernbehinderte junge Menschen. Es ist eine dreijährige, neue Ausbildung zum/r Fachpraktiker*in für Fahrzeugpflege, die in enger Zusammenarbeit mit der Marburger KFZ-Innung, der Handwerkskammer Kassel und der Agentur für Arbeit Marburg etabliert werden konnte. Um diese neue Ausbildung professionell gewährleisten zu können, hat INTEGRAL eine meistergeführte Werkstatt für Fahrzeugaufbereitung aufgebaut, in der sowohl in Praxis als auch in Theorie - in Zusammenarbeit mit der Berufsschule Kirchhain - die Jugendlichen eine dreijährige Ausbildung in einem zukunftsträchtigen Arbeitsfeld und damit einen ganz neuen Zugang zum Arbeitsmarkt erhalten. Im Kontext der Flüchtlingssituation, die mit entsprechenden Integrationsaufgaben einhergeht, ist INTEGRAL 2015 erstmals im Bereich der Jugendhilfe tätig geworden und unterhält seitdem in Biedenkopf zwei Wohngruppen, zunächst für unbegleitete minderjährige Ausländer, inzwischen sowohl für diese Zielgruppe als auch für deutsche Jugendliche. Als in 2015 in besonderer Weise Dienstleistungen rund um das Thema Integration von Menschen mit Migrations- oder Fluchthintergrund auf der Tagesordnung stand, war INTEGRAL für diesen Bereich bereits sehr gut aufgestellt. Grund hierfür ist u. a., dass INTEGRAL seit vielen Jahren schon in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) Deutschkurse für diese Zielgruppen durchgeführt hat und auch weiterhin durchführt, so dass bereits erhebliche Erfahrungen mit der Zielgruppe vorlagen. Neben den VOICE Akademien in Buchenau und Stadtallendorf haben wir in der Folge im Auftrag des Landkreises Marburg-Biedenkopf auch die Koordinierungsstelle Flüchtlingsinitiativen, die die ehrenamtlichen Flüchtlingshelfer in Ihrer Arbeit unterstützt, erfolgreich etabliert.

Saskia Rößner: Sie haben eben schon erwähnt, dass es beispielsweise Wohngruppen gibt in Biedenkopf und dass in fünf hessische Landkreise Milch geliefert wird – d.h. regional sind Sie auf jeden Fall sehr einflussreich. In den sozialen Brennpunkten sind Sie auf jeden Fall auch gesellschaftlich einflussreich. Können Sie noch etwas dazu sagen, inwiefern Sie in Gesellschaft, Politik oder Region ausgestrahlt haben und ob es Nachahmer*innen gibt bei bestimmten Projekten?



Helge Micklitz: Von besonderer Bedeutung, wahrscheinlich auch deutlich über INTEGRAL hinaus, war das 2009 konzeptionell völlig neu aus der Taufe gehobenen Projekt Aufbruch. Aufbruch hat in besonderer Weise einen ganzheitlichen Ansatz installiert und ist völlig neue Wege gegangen bei der Integration oder beim Erreichen von Menschen, die sehr arbeitsmarktfremd und sehr lange schon arbeitslos sind. Wesentliche Elemente waren und sind, alle Lebensbereiche in den Blick zu nehmen, ob es z. B. der familiäre Kontext ist, ob es gesundheitliche oder psychische Problematiken oder Einschränkungen sind, ob es Vorbehalte überhaupt gegen Maßnahmen der Arbeitsintegration sind oder ob es räumliche Distanzen sind, die nur schlecht überwunden werden können. Auch deswegen ist Bestandteil dieses Konzeptes die aufsuchende Arbeit. Um ein Beispiel zu nennen: Wesentlicher Bestandteil des neuen Ansatzes, der hier entwickelt wurde, ist auch ein Kursangebot, das nicht wie bisher, einfach Inhalte vermitteln soll, sondern ein Kursangebot, das darauf abzielt, den Teilnehmenden das zu gewähren, was wir einen Benefit nennen. Dies meint, dass die Teilnehmenden erfahren, dass sie durch die Teilnahme für sich persönlich etwas gewinnen, so dass eine entsprechende Motivation erzeugt wird, sich in diesem Prozess der Re-Integration in Arbeit aktiv einzubringen.

Zu diesem Konzept gehören z.B. so spannende Dinge, wie die Beschäftigung von Schauspielern als Kursleitende, die mit den Teilnehmenden Prozesse bearbeitet haben, wie zum Beispiel „Haltung zeigen“, d. h. Teilnehmende spielerisch wahrnehmen zu lassen wie sie auf andere wirken bzw. wahrgenommen werden. Jahrelange Misserfolgserlebnisse beim Versuch, einen Job zu finden, lassen häufig den Kopf zwischen die Schultern sinken. Dies wahrzunehmen und sich wieder aufzurichten, wieder Haltung zeigen zu können, ist eine wesentliche Voraussetzung für eine erfolgreiche Jobsuche. Ich glaube, dass die im Projekt Aufbruch entwickelten Ansätze weit über dieses Projekt hinaus Wirkung gezeigt haben.

Saskia Rößner: Glauben Sie denn, dass das Marburger Land hessen- oder deutschlandweit eine besondere Rolle für die Entstehung sozialer Initiativen innehatte oder auch noch hat?

Helge Micklitz: Bundesweit kann ich es weniger gut beurteilen, als hessenweit. Gerade aus dem hessenweiten Austausch über Jahrzehnte hinweg muss man sagen, dass der Landkreis Marburg-Biedenkopf inklusive der Stadt Marburg eine gewisse Sonderstellung für sich positiv in Anspruch nehmen darf. Sowohl der Landkreis Marburg-Biedenkopf als auch die Stadt Marburg, als auch das Arbeitsamt Marburg haben sich immer und sehr gut vernetzt, in besonderer Weise und das heißt auch für neue Wege in der Arbeitsmarktförderung engagiert. Nur so ist es überhaupt möglich gewesen, dass eine solche Vielzahl von Initiativen entstanden ist, sicherlich unter Einbeziehung der Landes- und Bundesförderung, aber eben doch wesentlich lokal und regional basiert. Dass eine solche Landschaft mit vielfältigen Initiativen entstanden ist, die schon sehr lange Bestand haben und damit ein professionelles Angebot für die verschiedenen Zielgruppen und Bewohner des Landkreises vorhalten, das ist relativ einzigartig – und nicht zuletzt den vielen engagierten Menschen in den unterschiedlichen Einrichtungen geschuldet. Besonders hervorzuheben ist auch die Kontinuität, in der das passiert ist und noch passiert. Ab 2005, nach der Neuordnung der Arbeitsmarktförderung im Bereich SGB II / SGB III wurden dann durch das KreisJobCenter diese vielfältigen Ansätze auch weiter gefördert und mit den Initiativen weiter entwickelt, so dass es hier nicht zu einem Einbruch gekommen ist wie er andernorts zu beobachten war. Da sehe ich schon eine große Besonderheit. Es gab natürlich auch so manche Widerstände: So gerieten vor einigen Jahre z.B. die Arbeitsgelegenheiten „in Verruf“, weil sie angeblich keinen positiven Beitrag zur Integration der Teilnehmenden in den allgemeinen Arbeitsmarkt leisten. Davon haben sich aber der Landkreis Marburg-Biedenkopf bzw. das KreisJobCenter und die Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaften, die Arbeitsgelegenheit anbieten, nicht beeindrucken lassen, sondern sie sind diesen Weg erfolgreich weitergegangen. Es ist übrigens relativ einzigartig, auch im Hessenvergleich, dass wir nach wie vor diesen großen Bereich der geförderten Arbeit haben – dieser beinhaltet die Integration in Arbeit über qualifizierende Beschäftigung in sozialen und ökologischen, gesellschaftlich anerkannten, arbeitsmarktrelevanten Beschäftigungsfeldern.

Die Lahn schlängelt sich von Norden nach Süden durch Marburg. Am alten Wehr hat man einen fantastischen Ausblick auf die Oberstadt.

Saskia Rößner: Es hat, wie in allen Branchen Vor- und Nachteile, im sozialen Bereich aktiv zu sein, zu arbeiten. Wie erleben Sie denn die großen Schreckensgespenster des sozialen Sektors unter den Stichworten geringes Entgelt, Helfersyndrom oder auch Selbstausbeutung?

Helge Micklitz: Ich glaube, dass diese Problemlagen doch eher der Vergangenheit angehören. Zumindest kann ich dies aus unserer Perspektive heraus sagen. Das geht einher mit dem Professionalisierungsprozess, den die früher vielleicht stärker idealistisch ausgerichteten Initiativen durchlaufen haben.

Das heißt nicht etwa, um nicht missverstanden zu werden, dass die heutigen Mitarbeitenden und Kolleginnen und Kollegen nicht engagiert arbeiten, aber dass diese Arbeit, die heute auch angemessener entlohnt wird, in deutlich professionelleren Strukturen erfolgt, so dass die „Helfer“ sich auch besser abgrenzen können. Das bedeutet, dass man zwischen dem Arbeits- und Privatleben keine zu große Deckung mehr herstellt, wie sie Begriffe wie Selbstausbeutung und Helfersyndrom nahelegen. Ein Unternehmen wie INTEGRAL hat an dieser Stelle den ursprünglichen initiativen Charakter, wo man häufig mit viel zu wenig Geld viel zu viel leisten musste, ein ganzes Stück weit verloren. Was wir allerdings nicht verloren haben, was unseren Initiativen immer eigen war, ist die Innovationsfähigkeit, sonst gäbe es nicht so viele neue Projekte und Ansätze, gerade auch in jüngerer Zeit. Insofern haben diese Schreckgespenster doch einiges von ihrem Schrecken verloren.

Saskia Rößner: Nun gibt es ja nicht nur potenziell negative Seiten, im sozialen Bereich aktiv zu sein. Was sind ihrer Ansicht nach die großen Vorteile für Arbeitnehmende, wenn sie sich im sozialen Bereich engagieren möchten?

Helge Micklitz: Wir machen gerade in jüngerer Zeit die Erfahrung und das hängt sicherlich auch mit unseren vielfältigen Tätigkeitsfeldern zusammen, dass sich Menschen bei uns bewerben, die in ihrem Beruf fachlich bereits sehr erfolgreich waren, ob es der KFZ-Meister ist oder der Fuhrparkleiter oder ob es Fachleute in anderen Berufen sind, die wir anbieten. Menschen, die sich ganz bewusst bei INTEGRAL beworben haben, weil sie sagen: „Ich suche über die professionelle Ausübung meines fachlichen Berufs hinaus einen Sinn in meiner Arbeit.“



Dieser Sinn in der Arbeit wird häufig so definiert: „Ich möchte etwas darüber hinaus bewirken, ich möchte mit Menschen arbeiten, ich möchte etwas weitergeben und möchte abends sagen können, ich habe eben nicht nur dieses oder jenes Gewerk erledigt, sondern darüber hinaus z.B. jungen Menschen geholfen, einen für sie positiven Ausbildungs- und Berufsweg einzuschlagen.“ Ein Aspekt, der zu den veränderten Strukturen und Arbeitsbedingungen unserer Arbeit sicherlich dazugehört, ist, dass gesellschaftliche Entwicklungen, wie z. B. die Digitalisierung, diese Initiativen, Projekte und Unternehmen in gleicher Weise betreffen, wie alle anderen gewerblichen Prozesse und Unternehmen innerhalb der Gesellschaft oder der öffentlichen Verwaltung auch. Da gibt es den gleichen Veränderungs- und Anpassungsdruck bzw. die Anpassungsnotwendigkeit, wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Die Professionalisierung in der Arbeit, die ich vorhin angesprochen hatte, betrifft sicherlich auch die vernetzte Zusammenarbeit mit den Institutionen, bei uns sind das insbesondere die vielfältigen Akteure des Arbeitsmarktes. Ziel ist es insbesondere, nicht an den Bedarfen und Entwicklungen des Arbeitsmarktes einerseits und denen der arbeitslosen Menschen andererseits vorbei zu arbeiten, sondern - in abgestimmtem Vorgehen und bestmöglichem Einsatz der jeweiligen Potentiale und Ressourcen - den Menschen so weit wie möglich nicht nur eine theoretische, sondern eine realistische Perspektive zu bieten für die Integration in Arbeit und die Existenzsicherung aus eigener Kraft.

INTEGRAL gGmbH - soziale und ökologische Dienstleistungen
Gemeinnützige GmbH für Integration durch Arbeit und
Lernen im Landkreis Marburg-Biedenkopf
Kasseler Straße 70, 35091 Cölbe
Telefon: 06421 / 98 54 - 0
E-Mail: info@integral-online.de
Internet: www.integral-online.de

Jugendheim Marbach gGmbH

Interview mit Erwin Schnell, Geschäftsführer
Dagmar Behring-Detering, ehemalige Mitarbeiterin
Michael Harborth, ehemaliger Mitarbeiter

Saskia Rößner: Wann wurde die Jugendheim Marbach gGmbH gegründet?

Dagmar Behring-Detering: Gegründet wurde die Jugendheim Marbach gGmbH am 01.07.1973. Dem ist ein längerer Prozess vorausgegangen. Ab Ende der 60er Jahre, nach Beginn der Heimrevolte, gab es verschiedene Reformbestrebungen, wo auch von Seiten des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen Reformen der Heimerziehung mit Empfehlungen eingeleitet wurden. Es gab Konflikte innerhalb eines Marburger Heimes (Friedenshütten / St. Elisabeth Verein), in dem Barbara Kubale, die später die Jugendheim Marbach gGmbH gegründet hat, Heimleiterin war. Es gab konzeptionelle Differenzen, auch ausgelöst durch die sogenannte Heimkampagne, die dazu führten, dass ihr gekündigt wurde, andere Mitarbeitende gestreikt hatten, auch kündigen wollten und man sich entschied, mit einigen Mitarbeitenden und Kindern etwas Neues aufzubauen. Genau können wir das später noch näher ausführen.



*Barbara Kubale,
Gründerin der
Jugendheim Mar-
bach GmbH.*

Saskia Rößner: Was war besonders neu an diesem Jugendheim?

Michael Harborth: Neu war sicherlich, dass man versucht hat, Kindern und Jugendlichen eine andere Lebenswelt zu geben. Die in der Gründungszeit betreuten Kinder und Jugendlichen kamen

aus einer Einrichtung, die so etwas wie eine „Totale-Institution“ war mit einer alle Lebensbereiche umfassenden Versorgung. Die Arbeit dort entsprach der damaligen Realität von Heimerziehung. Es gab einen Hausmeister, Küchenpersonal, eine eigene Wäscherei, eine Heimschule und heiminterne Arbeits- und Ausbildungsplätze. Es war eine abgeschlossene und abgeschottete Lebenswelt.

Barbara Kubale, die Gründerin unserer Einrichtung, hatte die Idee, „Heimkinder“ in einem normalen Umfeld aufwachsen zu lassen mit möglichst den gleichen Bedingungen wie sie auch Kinder in Familien haben. Also nicht ausgegrenzt, irgendwo draußen auf dem Lande, sondern in dem sozialen Kontext eines kleinen Stadtteiles von Marburg, in einem ganz normalen Wohnhaus, mit ganz normaler Nachbarschaft und ganz normalen Kontakten. Beziehungen sollten gelebt werden, die Kinder und Jugendlichen auch emotional versorgt und nicht nur verwahrt werden.

Dieser neue Denkansatz war dem damaligen Grundgedanken einer bestrafenden Heimerziehung vollkommen gegenläufig. Diese Idee war grundsätzlich neu und viele „Fachleute“ hielten sie auch für nicht realisierbar. Es gab bis dahin keine Heimerziehung in kleinen dezentralen Gruppen. Neben den geänderten organisatorischen und strukturellen Bedingungen war es auch der Beginn einer Professionalisierung von Heimerziehung. Bis in die 70er Jahre waren dort überwiegend unausgebildete MitarbeiterInnen beschäftigt – nicht selten Männer und Frauen, die in anderen Berufen gescheitert waren und aus der Arbeitslosigkeit kamen.

Dagmar Behring-Detering: Das fiel auch in die Zeit, als dieser Aufbruch unterstützt wurde von den Ämtern. Es gab Krisensitzungen, an denen der Landeswohlfahrtsverband Hessen und das Marburger Jugendamt teilnahmen. Die vier „GmbH-ler“ hatten bewusst eine GmbH gegründet, weil sie keinen Verein haben wollten, wo fachfremde Menschen in die pädagogische Arbeit reinreden konnten. Das war damals das Problem in Friedenhütten, dass z.B. Richter, Pfarrer usw. die konzeptionelle Arbeit weitestgehend mitgestalten konnten. Auch war damals den vier GründungsgesellschafterInnen die dienende Funktion der Verwaltung ungewohnen wichtig, unter dem Eindruck der im Großheim gemachten Erfahrungen. Es fing mit zwei Geschwisterreihen mit jeweils fünf bzw. sechs Kindern an, die aus Friedenhütten übernommen wur-

den, und in den Anfangsmonaten wusste keiner so genau, ob nun 12, 13 oder 14 Kinder im Haus lebten. Dieser holprige Beginn wurde aber von den Ämtern und Behörden begleitet und unterstützt. Saskia Rößner: Wie sieht das heute aus? Was machen Sie heute mit den Jugendlichen hier? Und was ist auch heute noch ein Alleinstellungsmerkmal des Jugendheims?

Erwin Schnell: Im Grunde genommen hat die Jugendheim Marbach gGmbH über die ganzen Jahrzehnte versucht, die Ursprungsidee weiterzuführen – nämlich Heimerziehung „familienähnlich“ umzusetzen. Das ist inzwischen in der Heimerziehung allgemein keine Besonderheit mehr. Viele Dinge, die damals von der Jugendheim Marbach gGmbH mit angestoßen wurden, sind inzwischen Standard in der bundesweiten Erziehungshilfe (dezentrale Gruppen, pädagogische Fachkräfte statt Laien). Besonders ist sicherlich, dass wir weiterhin Wohngruppen bzw. Kinderhäuser mit fünf bzw. sechs Plätzen haben, während sich bundesweit – bedingt durch die Vorgaben beim Personalschlüssel - eine durchschnittliche Gruppengröße von neun bis zehn Kindern und Jugendlichen etabliert hat.

Wir verstehen uns auch immer noch als „kollegiale Einrichtung“, wobei wir „kollegial“ so verstehen, dass unsere Binnenstruktur gekennzeichnet ist durch flache Hierarchien, gewählte Gremien und ein gemeinsames Bestimmen und Gestalten. Diese Struktur basiert auf der Überzeugung, dass nur selbstständig und eigenverantwortlich handelnde Menschen Kinder und Jugendliche zu Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit und damit auch zur Mündigkeit erziehen können.

Saskia Rößner: Können Sie ein paar konkrete Beispiele geben, in welchen Bereichen Sie heute tätig sind?

Erwin Schnell: Nach wie vor ist es so, dass der stationäre Bereich, die Kinderhäuser und die Jugendwohngruppen, das Herz der Jugendheim Marbach gGmbH bilden. Wir haben aktuell vier Kinderhäuser mit fünf bis sechs Plätzen, zwei Familienwohngruppen mit jeweils zwei Plätzen und eine Jugendwohngruppe mit sechs Plätzen, die von der (Binnen-) Struktur her noch sehr ähnlich funktionieren, wie zu der Gründungszeit. In 2015 kam eine Wohngruppe für unbegleitete minderjährige Ausländer mit zunächst 14, aktuell ?? neuen Plätzen hinzu.

Das betreute Wohnen (MOB) ist seit 1980 fester Bestandteil unserer Angebote. Dann haben wir noch die Tagesgruppe mit elf Plätzen und den ambulanten Beratungsdienst (AmBera), die zeitgleich vor knapp zwanzig Jahren aus der Taufe gehoben wurden.

Dagmar Behring-Detering: Sowohl bei der Gründung der MOB (Mobile Betreuung = betreutes Wohnen) als auch bei der Gründung von AmBera (Ambulanter Beratungsdienst) war es immer so, dass aus den Erfordernissen der Praxis neue Ideen erwachsen sind. Bei AmBera war es so, dass die Erkenntnis schon Anfang der 90er da war, dass Kinder sich in den Kinderhäusern nicht richtig einleben, einnisten können, wenn das Verhältnis zur Familie nicht geklärt ist. Dass diese Zerrissenheit immer bleiben wird und wir eigentlich nur positiv mit den Kindern zusammenleben und arbeiten können, wenn gleichzeitig die Eltern mit ins Boot geholt werden. Eine tendenzielle Konkurrenz zwischen Kinderhaus-Mitarbeitenden und Familie zu Hause zerreißt das Kind. So hat bereits Ende der 80er, Anfang der 90er eine Kollegin mit einer halben Stelle angefangen, in ganz Hessen die Familien der Kinder aufzusuchen, die bei uns in den Kinderhäusern untergebracht sind, zu begleiten, ins Haus zu holen, nicht nur bei Konflikten, sondern auch im Alltag den Kontakt zu den Kinderhäusern herzustellen. Das war damals absolut ungewöhnlich, es ging lange Jahre nur darum, Hauptsache das Kind ist gut untergebracht, die Familie wird schon damit zurechtkommen. Das haben wir weiter ausgebaut auch mit dem systemischen Gedanken, dass eine enge Zusammenarbeit zwischen der Herkunftsfamilie und Kinderhaus/Jugendwohngruppe/MOB, den Kindern/Jugendlichen und letztlich der Familie guttut und unter Umständen eine frühere, bessere Rückführung ermöglicht, die auch begleitet werden kann.

Erwin Schnell: Der ambulante Beratungsdienst ist mit den Jahren immer weiter expandiert. Dort arbeiten mittlerweile acht Kolleginnen und Kollegen, die neben dem Angebot der Elternberatung im stationären und teilstationären Bereich, inzwischen auch in den Feldern Sozialpädagogische Familienhilfe, Begleiteter Umgang und frühe Hilfen tätig sind.

Saskia Rößner: Sie haben eben schon gesagt, dass kleine Gruppen, weg vom Großheim, mittlerweile fast normal geworden



Das Jugendheim Marbach residiert in einem roten Fachwerkhaus mit modernem Anbau inmitten von alten Bäumen.

sind. Würden Sie sagen, dass Sie mit dazu beigetragen haben, diese Entwicklung anzustoßen?

Michael Harborth: Ich glaube, das ist ganz wesentlich. Unsere Institution war die, die das Konzept der kleinen Gruppen im normalen, sozialen Umfeld auf den Weg gebracht hat. Es gibt in Deutschland sicher noch zwei oder drei andere Einrichtungen, in denen damals ähnliche Ideen umgesetzt worden sind. Eine Einrichtung ist der VSE in Celle - mit den KollegInnen dort gab es sehr früh einen intensiven Austausch. In den frühen 80er Jahren wurden dann auch viele Großheime umstrukturiert, d.h. es wurden immer mehr Gruppen dezentralisiert und ausgegliedert, viele großen Einrichtungen wurden nach und nach geschlossen.

Dagmar Behring-Detering: Es wurde damals gewünscht und gefordert von Ämtern und Behörden, dass wir uns einbringen in die

*Die Elisabeth-
kirche ist nicht
die einzige Kirche
in Marburg. Die
Lutherische
Pfarrkirche
St. Marien thront
hoch oben in der
Altstadt.*

fachliche Diskussion. Das haben wir auch gemacht in übergreifenden Institutionen, wie der Internationalen Gesellschaft für Heimerziehung (IGfH), dem DPWV und fachspezifischen Fortbildungen. Neue Betreuungskonzepte, wie die Einzelbetreuung und später die Mobile Jugendbetreuung wurden wesentlich von der Jugendheim Marbach gGmbH eingeleitet. Die mobile Betreuung ab 1980 (heißt heute Betreutes Wohnen) ist entstanden aus dem Projekt „Nachbetreuung heimentlassener Jugendlicher“, welches von der Stiftung Deutsche Jugendmarke unterstützt und vom ISS in Frankfurt wissenschaftlich begleitet wurde. Damals hat kaum jemand geglaubt, dass es funktionieren könne, Jugendliche ab 16 Jahren allein wohnen und mit einem guten Personalschlüssel betreuen zu lassen. Das Projekt besteht bis heute, aber 1980 war dies wirklich ein Novum.

Erwin Schnell: Ich möchte noch eine Ergänzung machen. Neben den kleinen Gruppengrößen und der dezentralen Struktur lag der wesentliche Unterschied sicherlich in der grundsätzlichen pädagogischen Haltung der Pädagoginnen und Pädagogen, weg von den bis dato vorherrschenden autoritären Erziehungsidealen und dem Primat der reinen Versorgung („sauber, satt, trocken“), hin zu mehr Beteiligung der Betroffenen und besonders der Anerkennung der essentiellen Bedeutung von Bindung und langfristigen Beziehungsangeboten für diese Kinder, die relativ haltlos im Leben stehen. Heutzutage klingt das banal, aber damals musste man um diese Sicht der Dinge ringen. Die Jugendheim Marbach gGmbH hat ganz wesentlich dazu beigetragen.

Michael Harborth: Heute ist es zunehmend schwieriger geworden, grundlegende Veränderungen im sozialen Bereich einzubringen. Damals gab es einen fruchtbaren Boden für solche Versuche, sicherlich auch, weil die etablierte Heimerziehung zunehmend skandalisiert wurde. Öffentliche Träger, die für Heimunterbringung verantwortlich waren gerieten zunehmend unter Druck, weil die Öffentlichkeit realisierte, wie „beschissen“ es Kindern und Jugendlichen in Heimen ging. Von daher war der Boden für neue Ideen bereitet. Wir haben von öffentlichen Trägern - Landesjugendamt, Landeswohlfahrtsverband und Jugendämtern - sehr viel Unterstützung erfahren. Dieses „Probiert doch mal was Neu-



es aus“ gibt es heute nicht mehr. Es ist heute alles viel geregelter, eben auch die Beziehung zwischen öffentlichen und freien Trägern.

Saskia Rößner: Glauben Sie, dass das Marburger Land eine besondere Rolle gespielt hat bei der Entwicklung von sozialen Innovationen?

Michael Harborth: Der Landkreis Marburg Biedenkopf hat sicher in dieser Zeit in der Jugendhilfe eine große Rolle gespielt, gerade auch im Hinblick auf Heimerziehung. Ein besonderer Fokus lag auf dem in Biedenkopf angesiedelten Jugendheim Staffelberg, das als moderne Vorzeigeeinrichtung galt, wo es Anfang der 70iger Jahre zu massiven Auseinandersetzungen mit den „Heiminsassen“ kam, viele Jugendliche entwichen und haben vorübergehend in Frankfurt in studentischen Wohngemeinschaften illegal gelebt. Natürlich spielt es auch eine Rolle, dass Marburg eine Universitätsstadt ist, die schon früh einen politisierten Fachbereich Pädagogik hatte, wo damals z.B. im Sonderpädagogischen Institut viele Krisensitzungen zusammen mit der Führung des Landesjugendamtes Hessen stattfanden, Verhandlungen geführt wurden zwischen Heimjugendlichen, Studenten und Vertretern vom öffentlichen Träger.

Dagmar Behring-Detering: Die KollegInnen haben damals eine kollegiale Organisationsform gewählt aus der problematischen Erfahrung mit einem traditionellen Heimträger. Deswegen wurde diese gGmbH gegründet mit vier Gesellschaftern, die alle pädagogische Mitarbeitende sein mussten und keine Gewinne machen durften, also eine gemeinnützige GmbH, wo alles kollegial entschieden wurde. Diese Kollegial-Organisation war Neuland, das war damals ganz ungewöhnlich.

Saskia Rößner: Im sozialen Bereich tätig zu sein hat natürlich Vor- und Nachteile, wie in anderen Branchen auch. Auf der negativen Seite wären da z.B. das relativ geringe Entgelt, das Helfersyndrom oder auch Selbstausbeutung und auf der positiven Seite ein Job mit Sinn. Wie erleben Sie das?

Dagmar Behring-Detering: Ich hätte nicht 38 Jahre in der Jugendheim Marbach gGmbH gearbeitet, wenn ich nicht trotz aller

Mehrarbeit und sicher auch Selbstausschöpfung, solche Möglichkeiten gehabt hätte zu gestalten, auch die Einrichtung zusammen mit KollegInnen weiter zu entwickeln, mich zu verändern in drei verschiedenen Arbeitsbereichen, neue Projekte anzuschließen und weit über den Tellerrand hinaus zu schauen. Das ist das, was mich bewegt hat, so lange hier zu sein und was mich wirklich sehr mit Sinn erfüllt hat.

Michael Harborth: Auch ich habe hier weit über 30 Jahre gearbeitet. Nach meinem Studium hatte ich damals als Diplompädagoge keine wirkliche Orientierung, was ich beruflich machen will. Dieser Arbeitsplatz ist mir sozusagen entgegengekommen so wie ich dem Arbeitsplatz entgegengekommen bin. Das Faszinierende war, dass wir hier zusammen unglaublich viel eigenverantwortlich gestalten konnten. Uns wurde signalisiert: „Macht nur! Wenn ihr eine gute Idee habt, könnt ihr sie umsetzen“.

Mit viel Spaß und Engagement hat dies auch dazu geführt, dass für uns Arbeit damals sozusagen im Zentrum stand und wir unser Privatleben um diese Arbeit herum organisiert haben. Heutzutage würden viele sagen, dass dies viel von Selbstausschöpfung hat, aber das hat ein sehr erfülltes Arbeitsleben zur Folge gehabt und es ist nicht so, dass wir nicht auch noch gelebt hätten. Wir haben uns einen weitgehend selbstbestimmten, ganz besonderen Arbeitsplatz geschaffen mit ganz besonderen organisatorischen und strukturellen Merkmalen. Eine basisdemokratische Organisation mit abgeflachter Hierarchie und einem Gleichbehandlungsgrundsatz in der neben einer hoch fordernden Arbeit immer auch die Überzeugung stand, etwas Sinnvolles zu tun.

Dagmar Behring-Detering: Es waren und sind auch heute noch Erzieher/Lehrer/Psychologen beschäftigt, die für die gleiche Arbeit gleich bezahlt werden.

Erwin Schnell: Die Entlohnung bzw. tarifliche Einstufung der Beschäftigten halte ich – zumindest bei uns – nicht für das zentrale Problem. Die Belastung kommt nach meiner Auffassung eher aus anderen Bereichen. Die Rahmenbedingungen der Arbeit haben sich deutlich verschärft. Die verhandelbaren Personalschlüssel sind m.E. zu eng bemessen und es gibt zunehmend mehr bürokratische Auflagen und Vorgaben, die neben der eigentlichen päd-

agogischen Arbeit zu leisten sind. Daneben sind die Arbeitszeiten wenig familienfreundlich und die psychischen Belastungen für die Beschäftigten zum Teil sehr hoch. Generell hat die Erziehungshilfe keine wirkliche öffentliche Lobby und die Tätigkeit in der Heimerziehung ist wenig prestigeträchtig, das galt früher schon und hat sich bis heute nicht verändert. Wer es allerdings so macht, wie wir – ich bin auch seit über 20 Jahre bei der Jugendheim Marbach gGmbH und habe lange im Betreuten Wohnen gearbeitet – den lässt das Arbeitsfeld nicht mehr los.

Jugendheim Marbach gGmbH
Bienenweg 7, 35041 Marburg
Telefon: 06421 / 63 438
E-Mail : info@jugendheim-marbach.de
Internet: www.jugendheim-marbach.de

JUKO Marburg e.V.

**Interview mit Maria Floherschütz, Geschäftsführerin
und Dr. Thomas Wolf, Vorstand**

Saskia Rößner: Wann wurde die JUKO gegründet, wie sah der Prozess aus, wie kam es zu der Idee und was war besonders neu an dieser Idee?

Maria Floherschütz: Der Verein wurde im Jahr 1986 gegründet und die Gründungsmitglieder gehörten einer Arbeitsgruppe am Institut für Erziehungswissenschaften an. Dieser seinerzeit relativ neue Studiengang Sozialpädagogik/Rehabilitations-Pädagogik wurde von Professor Rehbein maßgeblich geprägt und ist in der Tat heute noch ein Marburger Alleinstellungsmerkmal. Weitere Gründungsmitglieder waren Studienfreunde, Kollegen und Kolleginnen aus der Gemeinwesenarbeit und der Beschäftigungsförderung zu einem Zeitpunkt, an dem bundesweit eine kriminal- und jugendpolitische Debatte zum richtigen Umgang mit straffällig gewordenen jungen Menschen geführt wurde. Die Reaktion auf straffälliges Verhalten Jugendlicher stand unter dem Motto „Erziehen statt Strafen“, „Schwitzen statt Sitzen“; in diesem Sinne wurden die neuen ambulanten Maßnahmen als spezialisierte Jugendhilfeeinrichtungen und als Alternative zu freiheitsentziehenden Sanktionen konzipiert. Erwähnenswert ist, dass die 80er Jahre (als Zeitraum einer zweiten Welle von Gründungsinitiativen sozialer Organisationen in Marburg) sich auch in eine gesellschaftskritische Auseinandersetzung einreihen; in diesem fachlichen Diskurs ging es um die Schwächen der Heimerziehung, der Psychiatrie, der Großeinrichtungen in der Behindertenhilfe und auch um diejenigen im



*Geschäftsführerin
Maria Floherschütz
und Vereinsvorstand
Dr. Thomas
Wolf.*

Jugendstrafvollzug. Dies stellte in der Diskussion den grundsätzlichen pädagogischen und kriminologischen Hintergrund dar. In den 80er Jahren war diese Entwicklung einem Modernisierungsprozess ausgesetzt, der ursprünglich in der 68er-Bewegung entstand. Durch diesen entscheidenden Einfluss wurde zunehmend die gesellschaftliche Ächtung repressiver Erziehungsmaßnahmen vollzogen. Autoritäre Strukturen wurden infrage gestellt. Für mich persönlich gab es noch einen entscheidenden Antrieb: Ich war viele Jahre in der betreffenden Arbeitsgruppe am Institut für Erziehungswissenschaften sowie interdisziplinär im Fachbereich Rechtswissenschaften, aktiv. Als Gruppe Studierender, die auch im Jugendstrafvollzug ehrenamtlich gearbeitet hat, haben wir die Verknüpfung zwischen den Fachdisziplinen gesucht. Dort hatten wir über viele Jahre hinweg Einblick und uns wurde die Lebenswirklichkeit und Sozialisation junger Straftäter deutlich. Das hat uns auch bewogen, sich intensiv mit diesen Fragestellungen auseinanderzusetzen. In unseren Diplomarbeiten haben wir diese Eindrücke vertieft und die gewonnenen Erkenntnisse erziehungswissenschaftlich bzw. kriminologisch reflektiert. Wir waren uns ganz sicher, dass unsere Forschung - vor dem Hintergrund der bundesweiten Diskussion - in einem Praxisprojekt umgesetzt werden sollte.

Dr. Thomas Wolf: Man kann zu den historischen Hintergründen noch darauf hinweisen, dass das zwar in den 80er Jahren auch als Folge der 68er Unruhen und Überlegungen damals neu war, dass es aber insgesamt nicht neu war, sondern schon 100 Jahre alt. Franz von Liszt (Marburger Rechtswissenschaftler) hat in den Marburger Programmen (Zweckgedanke im Strafrecht) schon diese Dinge angesprochen und besonders auf die Resozialisierung hingewiesen, die ein wesentliches Ziel des Strafvollzugs war, insbesondere Maßnahmen gegenüber jugendlichen Straftätern. Wir stehen also in einer jahrhundertealten Tradition mit unserer Arbeit.

Saskia Rößner: In welchen Bereichen sind Sie tätig, also was macht die JUKO heute? Ich sehe hier neun Flyer vor mir liegen, das scheint so, als hätten Sie ganz viele Arbeitsbereiche?

Maria Floherschütz: Ja in der Tat. Wir haben in den 90er Jahren unsere Arbeitsfelder in der Straffälligenhilfe weiter ausbauen kön-



nen. Gleichzeitig wurde innerhalb der Jugendhilfe seit 1991 durch das neue leistungsrechtlich strukturierte Kinder- und Jugendhilfegesetz ein Perspektivwechsel eingeleitet, in dem präventive und ambulante Hilfeangebote in den Vordergrund gestellt wurden. Der Arbeitsbereich der ambulanten sozialpädagogischen Familienhilfe mit Schwerpunkt „Frühe Hilfen“ wurde konzipiert und stetig erweitert. Das Jahr 2006 muss als Meilenstein der Vereinsgeschichte gewertet werden. Der enorme Zuwachs von Aufträgen in den Qualifizierungs- und Beschäftigungsprojekten sowie den berufsvorbereitenden Bildungsangeboten führte im Sommer 2006 bei JUKO zu einer Aufteilung in zwei Fachabteilungen: Erstens die Jugend- und Konflikthilfe für den Bereich der justiznahen Angebote und Arbeitsfelder in der ambulanten Kinder- und Jugendhilfe, zweitens das Jugendkompetenznetzwerk mit Beschäftigungs-, Qualifizierungs- und Ausbildungsangeboten für benachteiligte junge Menschen.

Dr. Thomas Wolf: Ja, das ist eine ganz wesentliche Fortentwicklung gewesen, weil wir natürlich auf die Ursachen von Jugendkriminalität oder dann auch Kriminalität von jungen Erwachsenen schauen und sie erforschen müssen; man kann dann oft sehen, dass man sich um diesen Menschen erst kümmert, wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist. Das hat in der Weiterentwicklung dazu geführt, dass wir eben überlegt haben, wie können wir das im Vorfeld verhindern. Das beginnt wirklich mit den kleinen Kindern in den schwierigen Familien, so dass die Familien Hilfe bedürfen, bis zu den beruflichen Perspektiven, die wir eröffnen können, wobei oft

links: Haus Neue Kasseler Str. 3, Marburg. Geschäftsstelle JUKO Marburg e.V. und Fachstelle für justiznahe Angebote, ambulante Jugendstraffälligenhilfe, Mediation, Prävention, Gewaltberatungsstelle.

rechts: Haus Krummbogen 2, Marburg. Beratungsstelle für Jugend- und Familienhilfe, ambulante Einzelfallhilfen, Netzwerk Frühe Hilfen.

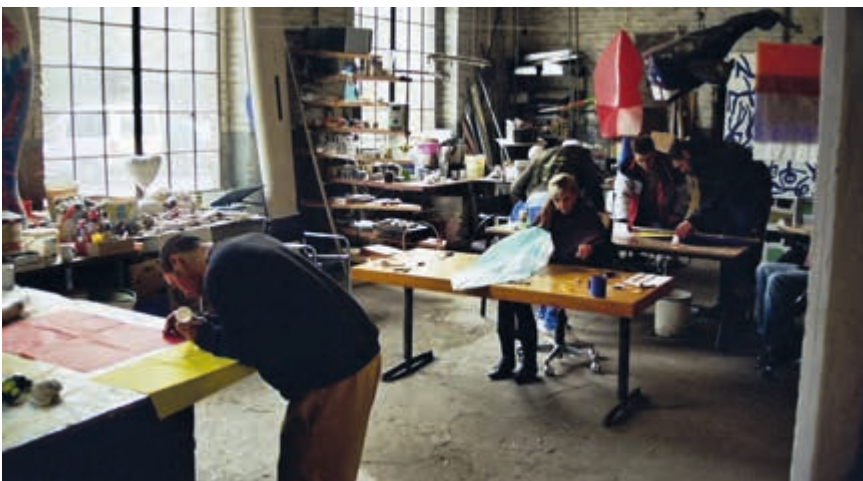
Grundfähigkeiten geübt werden müssen wie Aufstehen, Hingehen, nicht Weglaufen, wieder Zurückkommen und am nächsten Tag wieder hingehen. Auch dafür braucht es qualifizierte Hilfen, die wir in über 25 verschiedenen Projekten anbieten. Sie wechseln immer ein bisschen – unsere Arbeit ist ja vollständig abhängig von öffentlicher Förderung, und die Projekte, das ist ja allgemein bekannt, laufen manchmal nur sechs Monate oder ein Jahr, wenn wir viel Glück haben sind es auch mal zwei oder drei Jahre. Wir später noch auf die Probleme für unsere Mitarbeiter, die das mit sich bringt.

Saskia Rößner: Gibt es denn ein Alleinstellungsmerkmal der JUKO in Marburg? Etwas, was sie besonders ausmacht im Vergleich zu anderen Organisationen?

Maria Floherschütz: Ich möchte das so zusammenfassen: Bei JUKO wird ein Problem erkannt, es werden Ursachenforschungen betrieben, um daraus funktionierende Konzepte unter Einbeziehung der Ressourcen aller Arbeitsbereiche zu erstellen. Im Dialog mit den Kooperationspartnern und Hilfeempfängern wird die Arbeit immer wieder ausgewertet, weiterentwickelt und dann zu Regelangeboten ausgebaut. Wir arbeiten mit allen Kooperationspartnern gemeinsam an der Strategie, Risikofaktoren und Desintegration potientiale zu entschärfen und für eine gelungene Integration, Lebensperspektiven sowie Teilhabechancen zu sorgen. Unsere Mitarbeiter verstehen sich als fachlich versierte Kümmerer für Probleme, an die sich sonst niemand herantrauen würde. Die Kooperationspartner wissen, dass sie bei JUKO Fälle und Konzepte anfragen können, die auch mal quer liegen zu gängigen oder schon etablierten Angeboten. Die JUKO nimmt bewusst derartige Anfragen an, um sie mit den multiprofessionellen Teams zu bearbeiten. Das „Salz in der Suppe“ unserer Arbeit ist gerade diese Art der Herausforderung; sie gibt uns die Initialzündung für Konzepte, kreative Prozesse, niedrigschwellige Zugänge und deren erfolgreiche Umsetzung. Wir sind jetzt seit 1986 in der Region, für die Region und für die Menschen tätig. Wir sind immer noch ein junger aber auch ein erfahrener etablierter Zweig sozialer Arbeit. Wir sind immer noch flexibel genug, um uns anzupassen und wir sind stark genug, um wichtige Arbeitsfelder zu tragen und weiter zu entwickeln.

Saskia Rößner: Wenn Sie jetzt zurückblicken auf die ja doch gar nicht so kurze Zeit Ihrer Tätigkeit, in welchen Bereichen - seien es regionale Arbeitsbereiche, gesellschaftliche Bereiche oder politische Bereiche (das kann man ganz weit interpretieren) hat oder hatte die JUKO besonderen Einfluss mit ihrer Arbeit oder durch ihre Arbeit?

Maria Flohrschütz: Es ist prinzipiell so, dass wir unsere Angebote aufgrund von festgestellten Bedarfslagen aus der Praxis heraus entwickelt haben und sie dann in einem Projektstatus ausprobieren und prüfen. Anschließend können sie dann in eine Regelförderung überführt werden. In dieser Weise verfahren wir mit allen unseren Angeboten, weil es immer ein Projektgedanke ist, der sich verstetigen muss. Der Verein konnte sein Profil schärfen, indem Angebote für Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf in Randbereichen der Gesellschaft konzipiert und erfolgreich umgesetzt wurden. Die Angebote waren in der Regel so innovativ, dass wir auch über Marburg hinaus Anerkennung gefunden haben. Mehrere besondere Angebote sind z.B. ausgezeichnet worden: Das war 1999 unser Beschäftigungs- und Qualifizierungsprojekt „AQUA- Arbeit - Qualifizierung und Abenteuer“. In einem bundesweiten Wettbewerb unter dem Motto „Fit für Leben und Arbeit – neue Praxismodelle zur sozialen und beruflichen Integration von Jugendlichen“ konnten wir nachweisen, dass unser Ansatz, schwer motivierbare und verweigernde Jugendliche durch besondere Methoden einer zugehenden, aufsuchenden Art zu erreichen, zielführend ist. Auch mit dem Fokus auf den Erwerb von



Die Probierwerkstatt in der Abteilung Jugendkompetenznetzwerk Kunst- und Kreativprojekte schaffen Lust, Lernen (wieder) zu entdecken und an vielen kleinen Arbeitsschritten konzentriert und motiviert „dranzubleiben“.



Bauprojekte von AQUA Forst & Umwelt. Lernen am Projekt mit hohem Gebrauchswert und Ernsthaftigkeit bietet Grundlagen bildender Lern- und Erfolgserlebnisse mit nachhaltiger Wirkung auf berufliche Orientierung und Persönlichkeitsstabilisierung.

Schlüsselqualifikationen und den produkt- und projektorientierten Arbeits- und Lernformen in unseren Eigenbetrieben konnten wir die Jury überzeugen, so dass wir mit diesem Preis ausgezeichnet worden sind. Ein weiteres Projekt, welches nach der Erprobung ausgezeichnet wurde, war sehr innovativ hier in Marburg. Unter dem Namen „Linie 1 – gewaltfreie Zone Schulbus“, ging es darum, Schüler*innen in die Lage zu versetzen, sich aktiv auf dem eigenen Schulweg und in ihrer Schule für einen fairen Umgang miteinander und für Gewaltfreiheit einzusetzen. Mit diesem Kompetenztraining wurden die Schüler*innen in die Lage versetzt, sowohl auf dem Schulgelände als auch im Bereich der Schulbusse dafür zu sorgen, deeskalierend zu handeln und zu einer Verbesserung des sozialen Klimas beizutragen. Auszeichnende Organisation war das Bündnis für Demokratie und Toleranz. Wir erhielten deshalb eine relativ große Anerkennung, weil wir mit dieser übertragbaren Idee auch erstmalig über Marburg hinaus gewirkt haben. Ein anderes Projekt war das sogenannte „STOP-Training, Soziales Training, Opferschutz & Prävention“. Es ist - als erstmalig in Marburg entwickelter Ansatz - mit dem Hessischen Präventionspreis ausgezeichnet worden. Dieses innovative Gruppentraining für Männer konnte als geeignete und wirksame Intervention gegen häusliche Gewalt verstetigt werden.

Dr. Thomas Wolf: Ein Kernprojekt seit vielen Jahren ist der Täter-Opfer-Ausgleich, kurz TOA, der am Anfang der 90er Jahre eingeführt wurde, zunächst im Zuge der Diversion im Jugendstrafrecht, und später auch ins Erwachsenenstrafrecht übergeleitet wurde. Da waren wir mit Frankfurt zusammen die ersten und inzwischen auch die einzigen, die das erfolgreich durchführen. Das ist sozusagen eine Scharnierstelle zwischen der Hilfe für die straffällig Gewordenen und der Hilfe, nicht mehr straffällig zu werden, also Prävention. Dazu haben unsere Mediatoren besondere Ausbildungen durchlaufen. Der TOA ist bei den Gerichten und Staatsanwaltschaften ein gut angesehenes Verfahren. Es führt zu einer geringeren Täterablehnung bei den Opfern, einer Verringerung des Bedrohungsgefühls, schnellere und, soweit möglich, auch materielle Wiedergutmachung ohne große juristische Verfahren. Das Tatgeschehen wird von den Geschädigten oft besser verarbeitet, und bei den Tätern wird der Neutralisierung und Bagatellisierung entgegengewirkt und das Verantwortungsbewusstsein gestärkt. Diese erfolgreiche Angelegenheit gehört zum Kernbereich von JUKO.

Maria Flohrschütz: Ergänzend dazu: Es gibt bei JUKO Arbeitsfelder, die nicht mit Preisen ausgezeichnet wurden, gleichwohl großes Innovationspotenzial und Modellstatus aufweisen, weil neue Methoden und Handlungsansätze entwickelt wurden. Insbesondere ist der Ausbau der „Frühen Hilfen“ im Rahmen der ambulanten flexiblen Erziehungshilfen zu würdigen. Einmalig und handlungsleitend stellt sich in diesem Feld die Zusammenarbeit mit pädagogischen Fachkräften und einer Hebamme sowie einer Kinderkrankenschwester im Tandem dar. Damit können wir sehr gezielt und effektiv in diesen Familien wirken. Die pädagogischen Fachkräfte und auch die Fachkräfte aus dem Gesundheitsbereich nehmen eine unterstützende und anleitende Aufgabe für die Eltern wahr und erfüllen gleichzeitig einen Kontroll- und Schutzauftrag der Jugendämter in Fällen von Kindeswohlgefährdungen. Damit sind wir in der Marburger Jugendhilfelandchaft einmalig und es ist ein Ansatz, der auch aktuell insbesondere in der präventiven Arbeit mit geflüchteten Familien geschätzt und weiterentwickelt wird. Im Rahmen des Jugendkompetenznetzwerkes ist das Angebot des motivierenden Coachings besonders hervorzuheben. Dieses Angebot richtet sich an arbeitsmarktferne Jugendliche mit psychischen Auffälligkeiten bzw. Beeinträchtigungen. Als Besonderheit steht hier nicht die In-

Blick durch die enge Kugelgasse auf die katholische Pfarrkirche St. Johannes Evangelist – auch Kugelkirche genannt.

tegration in Arbeit und Ausbildung an erster Stelle, sondern unsere Unterstützungsangebote fokussieren die Stabilisierung der Persönlichkeit und den (Wieder-) Erwerb von Alltagsstrukturen sowie sozialer Kompetenzen. Durch den Aufbau einer zielgerichteten Vernetzungs- und Kooperationsstruktur mit Therapeuten, Kliniken und sozialen Einrichtungen sind wir neue Wege in der psychotherapeutischen Versorgung durch Verknüpfung mit sozialpädagogischen Handlungsansätzen gegangen. Auch das stellt eine - weit über Marburg hinaus - besondere Form des Umgangs mit Jugendlichen im Rahmen der Arbeitsmarktförderung dar.

Saskia Rößner: Glauben Sie denn, dass das Marburger Land hessen- oder auch deutschlandweit eine besondere Rolle für die Entstehung sozialer Initiativen spielt – und wenn ja, warum?

Maria Floherschütz: Wir haben in Marburg eine sehr gute, fördernde Struktur und einen sehr dialogorientierten Umgang zwischen den öffentlichen Träger als Auftraggeber und uns als freiem Träger. Auf der fachpolitischen Ebene können wir uns in Ausschüssen und Gremien einbringen. Zudem können wir an jugendhilferelevanten Abstimmungs- und Planungsprozessen mitarbeiten sowie unsere fachliche Sicht in zahlreichen Arbeitskreisen, Vernetzungstreffen und Gremien vortragen. Neue Bedarfslagen und Angebote werden miteinander besprochen und gemeinsam weiterentwickelt. Das Gesprächsklima und die Diskussionsfreude ist auf allen Ebenen konstruktiv und sachorientiert. Diese Kultur wissen wir in Stadt und Landkreis zu schätzen. Was Marburg darüber hinaus auszeichnet, ist der Universitätsstandort mit sehr ausdifferenzierten Fachbereichen, die mit dem Feld sozialer Arbeit und Sozialpädagogischem Handeln kompatibel und bereichernd sind. In den Fachbereichen Erziehungswissenschaften, Psychologie, Sozialwissenschaften, Friedens- und Konfliktforschung, Kulturwissenschaften, Motologie usw., haben wir ganz vielfältige Experten. Wir machen zunehmend von der Idee Gebrauch, im Rahmen von Masterarbeiten spezifische Forschungsfragen zu bearbeiten, die wir dann als Expertisen wiederum sehr gut in die Evaluation und Weiterentwicklung unserer Arbeit integrieren können. Der Universitätsstandort hat uns somit auch Rückenwind gegeben.



Saskia Rößner: Wie erleben Sie denn die großen Schreckensgespenster des sozialen Sektors (Stichworte geringes Entgelt, Helfer/innensyndrom, Selbstaussbeutung) – hatten Sie damit Berührungspunkte und wie sind Sie damit umgegangen?

Maria Flohrschütz: Bei differenzierter Betrachtung weist diese Fragestellung sehr unterschiedliche Seiten auf. Die zunächst betrachtenswerte positive Seite ist die, dass soziale Arbeit sich in den letzten Jahren in hohem Grade professionalisiert hat. Das ist ein großer Gewinn für alle Handlungsfelder. Viele Einrichtungen, wie auch wir, sind inzwischen zertifiziert. Die Bereiche sind abteilungsbezogen strukturiert und können auf fachspezifische Standards sowie ein breites Methodenrepertoire zurückgreifen. Ich erfahre durch die Rückmeldung der Mitarbeiter*innen, dass klare Einarbeitungsstandards, ein kollegiales Team, Supervision, Fachberatung, die Chancen, Fort- und Weiterbildungen zu erhalten, sehr positiv bewertet werden. Diese Qualitätsmerkmale müssen gesichert und weiterentwickelt werden. Darüber bin ich heute sehr froh, denn ich sehe dieses als großen Fortschritt gegenüber den Anfängen. Als Initiative in den 80er Jahren mussten wir viel Aktionismus und Engagement aufbringen, um uns zu behaupten – wir haben mit einer unglaublichen Beharrlichkeit und Überzeugungskraft zunächst bei den öffentlichen Trägern für die Berechtigung unserer Initiativen und Ideen eintreten müssen. Mittlerweile sind wir ein etablierter Träger mit einer anerkannten Professionalisierung. Ein großer Vorteil sind inzwischen die geregelten Arbeitszeiten mit flexiblen Arbeitszeitmodellen. Inzwischen haben wir eine tarifliche Entlohnung; das ist in den 80er Jahren nicht Standard gewesen. Diese Instrumente haben die soziale Arbeit enorm aufgewertet. Wenn wir das Stichwort Selbstaussbeutung betrachten, welches ich persönlich eher vermeide, glaube ich, dass in der Aufbruchsstimmung der 80er Jahre wohl eine andere Arbeitshaltung aufgrund der starken Identifizierung praktiziert wurde. Ich bin froh darüber, dass wir diesen Wandel vollzogen haben. Heute ist eine tarifliche Anlehnung an den TVöD nötig, denn ein Tarifunterschied zu öffentlichen Trägern würde es nicht zulassen, unsere Fachkräfte auf Dauer zu binden. Das Thema Fachkräftegewinnung wird ein bedeutendes und zukunftsweisendes Anliegen auch für andere freie Träger im Sozialsektor.

Saskia Rößner: Natürlich hat es auch ganz viele Vorteile, im sozialen Bereich tätig zu sein. Was sind Ihrer Ansicht nach die großen Vorteile für Arbeitnehmer/innen im sozialen Bereich?

Maria Floherschütz: Aus meiner Sicht ist es ein großer Vorteil, weil diese Arbeitsfelder auf allen Ebenen so viele Gestaltungsmöglichkeiten bieten. Eine pädagogische Fachkraft ist im Rahmen der Erziehungshilfen auch selbst hochgradig für die Strukturierung ihrer Hilfen, die Klärung des gesamten Umfeldes und die Anbindung an soziale Netzwerke verantwortlich. Alle ihre Interventionen, die sie in dem Feld macht, kann sie eigenständig und/ oder in Rückkopplung im kollegialen Austausch umsetzen. Egal in welcher Abteilung ich mit Kollegen*innen spreche, alle formulieren es immer so: wir sind Lebensbegleiter. Unabhängig vom Auftrag, ob für Kinder, Familien, Jugendliche, zur Integration in Arbeit, um die Sicherung des Kindeswohls, um die materielle Sicherung, um die Überleitung in therapeutische Hilfen oder ob es um die Vernetzung und Anbindung an andere Hilfesysteme geht. Es ist immer eine Chance, mit Menschen in Krisen zu arbeiten, sie in diesen Konfliktlagen zu ermutigen, ihre Kompetenzen zu stärken und schrittweise zur Überwindung schwieriger Lebenssituation beizutragen. Das empfinden viele Mitarbeiter*innen als sehr sinnvoll, gewinnbringend und das macht auch Freude. Durch entstandene Professionalisierung ist die eigentliche soziale Arbeit wesentlich besser abgesichert. Es ist zwar anstrengend und belastend mit marginalisierten Randgruppen zu arbeiten, aber gleichzeitig muss man auch sehen, dass diese soziale Arbeit eine hohe gesellschaftliche Anerkennung erfährt. Es ist sicher schwierig, das auszuhalten, immer wieder mit Zielgruppen in den ausgegrenzten Beschäftigungsfeldern zu arbeiten. Da braucht man Strategien, das muss man wollen. Aber ich finde, es ist viel geschehen, um dieses abzusichern und möglich zu machen.

JUKO Marburg e. V.
Neue Kasseler Str. 3, 35039 Marburg
Telefon: 06421 / 999 74 – 0
E-Mail: office@juko-marburg.de
Internet: www.juko-marburg.de

Kinderzentrum Weißer Stein

Interview mit Astrid Mergel-Diehl, *Vorsitzende Kinderbetreuung*

Markus Brück, *Vorsitzender Frühe Hilfe*

Christine Scholz, *kaufmännischer Vorstand/Vorstandssprecherin*

Saskia Rößner: Wann wurde das Kinderzentrum offiziell gegründet?

Astrid Mergel-Diehl: Der Prozess der Gründung begann 1973 nachdem von der Firma Rank Xerox eine Spende von 500.000 DM zur Verfügung gestellt wurde und genau am 21.12.1974 wurde der Grundstein gelegt zum Bau des Kinderzentrums Weißer Stein in der Magdeburger Straße 1. Es wurde eine Kindertagesstätte gebaut, ein Schwimmbad und das Gebäude beinhaltete auch die Möglichkeiten der Therapie. Sinn und Zweck der Gründung war, behinderten Kindern im Landkreis Marburg-Biedenkopf einen Betreuungsplatz zur Verfügung zu stellen und die Möglichkeiten der therapeutischen Versorgung zu geben. Am 02.08.1976 begann dann das Betreuungsangebot in dem Sonderkindergarten Weißer Stein in Marburg-Wehrda. Der bisherige Sonderkindergarten der Lebenshilfe, der 1964 gegründet wurde, sowie der bisherige Sonderkindergarten des Spastiker-Vereins, der 1972 gegründet wurde, fanden dort eine gemeinsame neue Heimat. Aus zwei Sonderkindergärten wurde einer und somit war die Voraussetzung für eine optimale Förderung für Kinder mit Behinderung im Landkreis Marburg-Biedenkopf gegeben. Es gab ein Schwimmbad, es gab einen Matschraum, es gab die Möglichkeiten von Logo-, Ergo- und Physiotherapie, pädagogischer Betreuung, Fahrdienst und psychologischer Begleitung. Ebenso wurde die Beratungsstelle des Gesundheitsamtes mit Krankengymnastik hier eingerichtet.

Der Verein des Kinderzentrums Weißer Stein wurde am 08.12.1977 gegründet. An diesem Tag fand die Gründungsversammlung statt und am 01.01.1978 ging die Trägerschaft des Landkreises Marburg-Biedenkopf in den neu gegründeten Trägerverein Kinderzentrum

Weißer Stein Marburg-Wehrda e.V. über. Seit dieser Zeit – jetzt seit 41 Jahren – existiert das Kinderzentrum Weißer Stein hier in Marburg-Wehrda.

Saskia Rößner: Was war an der Idee des Kinderzentrums besonders neu oder vielleicht auch bis heute einzigartig?

Astrid Mergel-Diehl: So wie ich es bisher verstanden habe, war es genau das, was neu war im Landkreis Marburg-Biedenkopf, dass es außer diesen beiden erwähnten Kindertagesstätten keine Möglichkeit der Betreuung in der Stadt Marburg und im Landkreis Marburg-Biedenkopf für Kinder mit Behinderung gab. Man muss sich vorstellen, zu der Zeit wurden Kinder mit Behinderung nicht in ein Betreuungsangebot gegeben, sondern wurden zu Hause bei den Familien versorgt, manchmal (ich sage das jetzt einfach mal) auch versteckt, weil immer noch ein bisschen die Angst da war, was passiert mit meinem Kind, das eine Behinderung hat? Wie reagiert mein Umfeld auf das Kind mit Behinderung? Ich glaube, das können wir uns heute gar nicht mehr vorstellen, wie das für Eltern war in den 60er und 70er Jahren war, die ein Kind mit Behinderung zur Welt gebracht haben. Das ganz besondere war auch die therapeutische Versorgung. Eine Betreuung der behinderten Kinder gab es ja schon in dem Kindergarten der Lebenshilfe und im Kindergarten des Spastiker-Vereins, aber die therapeutische und psychologische Versorgung, das Angebot mit dem Schwimmbad, das war das neue und einzigartige und zu der Zeit auch bahnbrechende.

Saskia Rößner: In welchen Bereichen ist das Kinderzentrum Weißer Stein heute tätig?

Astrid Mergel Diehl: Im Laufe der Jahre hat sich das Kinderzentrum sehr verändert. Es gab ja zunächst nur den Bereich der Kindertagesstätten mit einer Einrichtung hier in Marburg-Wehrda. Im



*Durch die Kessel-
lage der Stadt ist
das Marburger
Schloss von vielen
Standpunkten
aus zu sehen.*

Laufe der Jahre gab es die Veränderung, dass 1982 die erste integrative Gruppe hier eingerichtet wurde, d.h. es wurden zum ersten Mal behinderte und nicht behinderte Kinder gemeinsam betreut. Das war eine sehr intensive Erfahrung, von der die Kolleginnen immer wieder erzählt haben. Sie berichteten davon, was es bedeutete, nicht behinderte Kinder in die Einrichtung aufzunehmen. Wie intensiv das Personal sich und die Eltern darauf vorbereiten musste, welche Ängste auch da waren. „Werden dann meine Kinder auch noch richtig gefördert, wenn sie mit behinderten Kindern zusammen sind? Oder machen sie Rückschritte in der Entwicklung?“ Aber dass auch der positive Sozialaspekt wirksam ist, dass die Kinder voneinander profitieren, war schnell klar. So haben wir eine weitere integrative Gruppe in den 80er Jahren in der Magdeburger Straße eröffnet. 1990 haben wir eine Außenstelle in



Stadtallendorf eingerichtet, damit die dortigen Kinder nicht mehr so weite Fahrwege haben. Die Kinder wurden zu Hause im Landkreis abgeholt und hatten bis zu 1,5 Stunden Fahrweg am Tag. 1992 wurde die Kita „Weißer Stein“ in Stadtallendorf umgebaut und im Laufe der Jahre kamen noch weitere Kindertagesstätten hinzu, sodass wir seit 2017 elf Kindertagesstätten betreiben. Für den Fachbereich Kindertagesstätten bin ich verantwortlich. Wir betreuen ca. 700 Kinder, davon durchschnittlich 60 Kinder mit Förderbedarf und wir beschäftigen in diesem Fachbereich ungefähr 130 – 150 Mitarbeitende.

Markus Brück: Im Jahr 1995 hat sich das Kinderzentrum noch einmal um einen neuen Arbeitsbereich erweitert. Es wurde damals die Trägerschaft der interdisziplinären Frühförderungs- und



Beratungsstelle übernommen. Die Frühförderungs- und Beratungsstelle an sich existierte schon seit 1988. Es gab einen ursprünglichen Trägerverein, den „Verein für interdisziplinäre Frühförderung“. Mit den Aufgaben des Vorstandes und der Verwaltung waren aber ausschließlich Ehrenamtliche betraut. Der Bedarf an Frühförderung hat sich dann doch massiv entwickelt, somit wurde ein Träger gesucht, der schon in diesem Altersbereich tätig war. Die Frühförderungs- und Beratungsstelle richtet sich an Eltern mit Kindern, die in irgendeiner Weise entweder behindert sind, von Behinderung bedroht oder entwicklungsverzögert sind und arbeitet von Anfang an interdisziplinär, d.h. immer auch in Kooperation mit Therapeuten und ist für den gesamten Landkreis Marburg-Biedenkopf zuständig. Das besondere an der Frühförderung ist, dass wir fast ausschließlich mobil arbeiten, d.h. wir suchen die Kinder in ihrem (so nennt sich das in der Fachsprache) natürlichen Lebensumfeld auf. Wir fahren i.d.R. zu den Familien nach Hause und schauen dort gemeinsam mit den Eltern, wie können wir hier unter Umständen das Zuhause verändern, wie können wir in der Familien Dinge verändern, damit wir mit der Behinderung des Kindes gut leben können. Wir suchen die Kinder natürlich auch in den Kindertagesstätten auf und haben viele interdisziplinäre Kontakte zu behandelnden Ärzten, Therapeuten und Pädagogen/innen. Im Jahr 2006 haben wir dann in Zusammenarbeit mit dem Landkreis Marburg-Biedenkopf ein Modellprojekt gestartet, das Projekt 0 - 6. Hier ging es darum, ein Angebot zu schaffen für Eltern, die sich in irgendeiner Weise Sorgen machen um die Entwicklung ihres Kindes, die ganz einfache Erziehungsfragen haben, sei es, das Kind schläft nicht durch oder wir haben eine Geschwisterproblematik oder was auch immer oder das Kind isst nicht richtig. Die Idee, die dahintersteckte, war, dass man eine Anlaufstelle schafft für ganz kleine Alltagsprobleme, die man möglichst frühzeitig erkennt und in Angriff nimmt, um damit unter Umständen zu verhindern, dass sich gewisse Problematiken manifestieren und dann zu Entwicklungsverzögerungen führen, bis dahin, dass dann vielleicht therapeutisch oder pädagogisch darauf eingewirkt werden muss. Letztendlich war es sicherlich auch ein Ziel des damaligen Sozialdezernenten, vielleicht die eine oder andere Integrationsmaßnahme in der Kindertagesstätte zu verhindern, um damit Gelder einzusparen.

Mit diesem Modellprojekt haben wir damals angefangen in Dautphetal-Hommertshausen und in Gladenbach-Erdhausen. Eine Mitarbei-

terin hat dieses Projekt drei Jahre geleitet. Weil das Projekt in diesen Kommunen außerordentlich gut angenommen worden ist, war relativ bald klar, dass wir dieses Angebot auf den ganzen Landkreis ausweiten wollen. Seit 2009 bieten sechs Mitarbeitende im gesamten Landkreis, ihre Büros befinden sich in unterschiedlichen Orten (jeweils in Kindertagesstätten) und darüber hinaus aber auch in vielen Kindertagesstätten, Beratungsstunden an. Dies ist als offene Anlaufstelle eingerichtet, um die Niedrigschwelligkeit zu erhalten.

Dieses Projekt hat sich dann im Laufe seiner Entwicklung dahin orientiert, dass wir festgestellt haben, es gibt Kinder, die auf Grund ihres psychosozialen Hintergrundes Entwicklungshemmnisse haben und so haben wir die Initiative 0 – 6 Plus installiert. Das war von der konzeptionellen Ausrichtung so, dass wir da auch in die Familien gehen, in denen es Schwierigkeiten gibt und wir für eine gewisse Zeit eine pädagogische Unterstützung geben. Auf Grund der starken Zunahme an geflüchteten Familien in ganz Deutschland, aber eben auch hier im Landkreis, entstand die Idee, für die geflüchteten Familien auf Basis von 0 – 6 ein spezielles Angebot zu konzipieren. 0 – 6 BUNT wurde entwickelt - BUNT steht in diesem Fall für Beratung, Unterstützung, Neubeginn und Teilhabe. So können wir jetzt mit dem Angebot 0 – 6 eine große Fläche an Bedarfen sehr niederschwellig abdecken. Es geht hier nicht unbedingt darum, die Familien mit diesem Angebot über Jahre hinweg zu begleiten, sondern bei den ersten Kontakten festzustellen, ist da ein langfristiger Bedarf und wo kann dieser abgedeckt werden? Die Berater verweisen dann auf andere Experten, wie z.B. Erziehungsberatungsstellen oder nehmen Kontakt auf zu Ärzten, zu Therapeuten oder der Frühförderstelle, sodass die Kinder langfristig in ein passendes Angebot überführt werden können.

Darüber hinaus ist dieses Angebot auch flächendeckend für den ganzen Landkreis ausgerichtet auf die Erzieher/innen in den Kindertagesstätten. Sie können sich mit allen Fragen, die unter Umständen mit Migration oder Verhaltensauffälligkeiten oder Besonderheiten in den Familien zu tun haben, an 0 – 6 wenden. Es werden zum Teil, in Kooperation mit den Kindertagesstätten, auch Elternabende zu bestimmten Themen durchgeführt.

Im Jahr 2012 kam der Landkreis mit der Information auf uns zu, dass es jetzt finanzielle Mittel von den Pflegekassen gibt, um Angebote für Geschwisterkinder zu etablieren. Geschwisterkinder heißt in dem Fall, dass sich das Angebot an Kinder im Alter von

5–14 Jahren richtet, in deren Familie ein behindertes oder pflegebedürftiges Geschwisterkind lebt. Wir haben es damals auf pflegebedürftige oder behinderte Erwachsene, also Elternteile, Oma, Opa erweitert. Dieses Angebot verfolgt das Ziel, diesen Kindern, die ja in einer ganz besonderen Situation aufwachsen, ein Angebot zu unterbreiten, um das sie nicht kämpfen müssen und das für sie ganz verlässlich stattfindet. Insbesondere geht es darum, zu sagen, in diesem Moment geht es mal nur um dich und nicht um die betroffene Person in deiner Familie. Wir organisieren Patenschaften und akquirieren ehrenamtliche Helfer, die sich mit den Kindern treffen, Ausflüge machen, in den Kletterpark gehen oder was auch immer die Kinder gerade gerne tun möchten.

Darüber hinaus organisieren wir seit Jahren regelmäßig den sogenannten „StarKids-Treff“. Bei diesen Treffen kommen die Kinder, die an dieses Angebot angebunden sind, zusammen, um gemeinsame Zeit mit z.B. Freizeit- u. Bastelaktivitäten zu verbringen. Es geht nicht unbedingt darum, dass sie sich alle in einen Kreis setzen und über ihre Probleme reden, sondern dass sie voneinander mitbekommen, ich bin ja nicht allein mit der Situation. Es kann ein Austausch über die eigene Situation entstehen, aber es ist nicht unbedingt darauf angelegt, dass der immer entstehen muss.

Seit 2009 sind wir auch Träger der „Aufsuchenden Elternschule“. Das ist ein Angebot für überwiegend aus der Türkei stämmige Familien, die hier in Deutschland in unserem Landkreis (überwiegend in Stadtallendorf und Breitenbach) Fuß fassen wollen. Das Angebot wird professionell angeleitet von einem Mitarbeiter, ihm zur Seite stehen ehrenamtliche Mitarbeiterinnen, die in die Familien gehen und diese darin unterstützen, soziale Kontakte zu knüpfen, zu schauen, wo bekomme ich welche Hilfe und was ist wichtig für die Kinder in ihrer Entwicklung, wenn sie hier aufwachsen. Das Angebot hat die Überschrift VIP – Vereinigung Integration und Prävention.

Saskia Rößner: Rückblickend gesehen, hatte das Kinderzentrum und Ihre Arbeit besonderen Einfluss? Ist irgendetwas besonders erfolgreich gewesen?

Astrid Mergel-Diehl: Auf jeden Fall haben wir Einfluss und wir würden uns auch als die Pioniere in der Stadt Marburg und im Landkreis für das Thema Integration verstehen und wir haben ganz wesentlich, den Weg von der Integration zur Inklusion mit-

gestaltet und unterstützt. Wir reden heute in unseren Einrichtungen davon, dass wir inklusiv arbeiten. So ist ja auch unser Leitbild ausgestaltet: Alle sind willkommen. Ich sage an dieser Stelle ausdrücklich, das schreiben wir nicht nur, sondern das leben wir, in all unseren Einrichtungen und in den Fachbereichen mit den unterschiedlichsten Angeboten, die wir dort haben.

Markus Brück: Insbesondere mit den beiden Angeboten 0 – 6 und StarKids sind wir aus meiner Sicht zumindest hessenweit einzigartig, was uns dann auch – das freut mich im Nahhinein immer wieder sehr – für jedes dieser beiden Angebote einmal den Hessischen Gesundheitspreis des Hessischen Sozialministeriums eingebracht hat.

Saskia Rößner: Glauben Sie denn, dass das Marburger Land, hessenweit oder sogar deutschlandweit eine besondere Rolle für die Entstehung sozialer Initiativen spielt?

Markus Brück: Als erstes fällt mir dazu mein Vorpraktikum ein, welches ich 1982 in Frankenberg absolviert habe in einer integrativen Kindertagesstätte. Dort hat man sich immer nach Marburg orientiert, die haben damit angefangen, das waren die Pioniere, die waren hessenweit die ersten und dann ist diese Integrationsbewegung in Hessen und in Deutschland so richtig losgegangen. Marburg gehört auf jeden Fall zu den Pionieren und Frankenberg hat sich daran orientiert. Was ich wirklich auch als angenehm und innovativ wahrnehme ist, dass wir hier Sozialhilfeträger haben, die gewillt sind, Lücken im sozialen System zu füllen. Nur dadurch ist es eigentlich zustande gekommen, dass es jetzt diese Angebote 0 – 6 und StarKids überhaupt gibt. Wenn sich der Sozialhilfeträger dafür nicht interessieren würde, dann würde er sich auch keine Partner suchen. Da bin ich natürlich auch sehr froh, dass sich in beiden Fällen der Landkreis an uns gewendet hat. Das hat sicherlich etwas damit zu tun, dass wir ursprünglich mit der Frühförderstelle sehr gut vernetzt sind im sozialen System. Das war für beide Seiten eine sehr gute Entscheidung.

Saskia Rößner: Der soziale Bereich hat mit großen Schreckensgespenstern zu kämpfen, wie geringes Entgelt, Helfersyndrom oder Selbstausbeutung. Andererseits hat man natürlich einen Job mit Sinn. Wie erleben Sie das?

Christine Scholz: Zu dem Part Schreckensgespenster können wir eigentlich sagen, dass wir das nicht als ein Problem erachten, weder geringes Entgelt noch Helfersyndrom oder Selbstausbeutung. Selbst wenn Tendenzen feststellbar wären, sind wir im Kinderzentrum sehr gut aufgestellt durch zahlreiche Fortbildungen oder Supervisionen, die wir unseren Mitarbeitenden ermöglichen. Es wird auch sehr viel seitens des Vereins getan, das Untereinander und das Miteinander zu fördern durch regelmäßige Betriebsausflüge, Mitarbeitenden-Gespräche. Das BEM (Betriebliches Eingliederungsmanagement) haben wir uns jetzt auch auf die Fahne geschrieben. Wir kümmern uns also zu frühen Zeitpunkten, wenn wir erkennen, dass etwas in Schiefelage gerät, um unsere Mitarbeitenden und erfahren da eigentlich gute Resonanz, gute Rückmeldung. Vom Entgelt her sind wir gut aufgestellt und hören keine Beschwerden, dass man hier zu wenig verdient. Wir blicken da eigentlich auf eine große Zufriedenheit.

Der Sinn ihrer Tätigkeit wird von allen Mitarbeitenden als sehr positiv eingeschätzt und umgesetzt. Ich denke, für viele ist es die Erfüllung, die Nähe zu den Menschen, ob nun Kinder oder Jugendliche, in ihrer täglichen Arbeit erleben zu können. Ebenso die Möglichkeit, durch die einzelnen Projekte, die ja schon mit 0 – 6 beginnen, Kinder und ihre Eltern schon sehr früh unterstützen zu können und gleichzeitig die eigenen Begabungen mit einbringen zu können. In welchem Arbeitsfeld hat man das schon, dass man sehr intuitiv, sehr empathisch miteinander arbeiten kann und unheimlich viel zurückbekommt von den Kindern, von den Eltern, wenn man sie in gewissen Prozessen begleitet. In meinem Fachbereich ist es vielleicht nicht ganz so ausgeprägt, aber auch hier kommt so etwas an. Das gibt mir persönlich auch den Sinn und ich denke, da spreche ich für alle. Die Aussicht, dass man unheimlich viel bewegen und bewirken kann, wenn man in solchen Prozessen unterwegs ist oder einsteigt, wenn Eltern und Kinder zu uns kommen. Meine Kollegin hat es eben schon erwähnt, unser Leitbild „Alle sind gleich, jeder ist willkommen“: Wo hat man die Möglichkeit, dies selbst auch so leben zu können. Ich denke, das ist für alle etwas in höchstem Maße Befriedigendes. Selbst wenn es mal anstrengende Tage gibt, hat das, mit dem wir täglich konfrontiert werden, einen ganz großen Sinn.

Markus Brück: Was mich immer besonders freut, wenn ich über solche Fragen nachdenke, ist, dass wir hier die Möglichkeit haben, die Idee einer offenen und toleranten Gesellschaft zu leben. Ich behaupte einfach einmal, dass nicht nur wir als Kinderzentrum, sondern alle Einrichtungen, die in diesem Altersbereich verantwortungsvoll tätig sind, die Basis für eine tolerante und offene Gesellschaft schaffen. Daran mitwirken zu dürfen, ist ein Privileg. Für jeden Menschen steht unsere Tür offen und was ich besonders wichtig finde, ist, dass alle unsere Angebote sehr niedrigschwellig sind. Wir brauchen keine Genehmigungsverfahren, es reicht i.d.R., wenn sich die Eltern per Telefon an uns wenden. Das sage ich, weil das in anderen Landkreisen oder Bundesländern zum Teil auch anders ist. Da muss man erst mal zum Kinderarzt und sich eine Überweisung holen oder man muss zum Gesundheitsamt wegen einer Genehmigung. Bei uns fällt das alles weg, weil wir davon ausgehen, dass die Entscheidung eines Elternpaares, sich professionelle Hilfe von außen zu holen, schon schwer genug ist. Da bin ich ganz froh, dass wir diesen Eltern nicht auch noch bürokratische Hürden in den Weg legen müssen. Dafür lohnt es sich zu kämpfen, dass dies so bleibt. Darin sehe ich auch eine meiner Aufgaben. Was ich eben beschrieben habe, ist schon zumindest für den Fachbereich Frühförderung, Therapie und Beratung ein guter Standard. Ich möchte aber auch die Gelegenheit nutzen, einen sozialpolitischen Wunsch zu formulieren. Wenn ich mir vorstelle, dass ich als Eltern ein behindertes Kind habe und gerne eine Integrationsmaßnahme im Kindergarten haben möchte, muss das beantragt und genehmigt werden, ich muss mich mehreren Institutionen gegenüber öffnen. Das halte ich vor dem Hintergrund, dass wir viel auch mit dem „Gute Kita-Gesetz“ usw. in die frühe Kindheit investieren wollen, eigentlich für ein überholtes Verfahren. Ähnlich geht es mir gelegentlich, wenn es darum geht, für ein Kind eine Therapie oder ein Hilfsmittel zu organisieren oder zu beantragen und diese ständigen Auseinandersetzungen mit Krankenkassen, die für die Eltern eine zusätzliche Belastung zu dem Problem sind, mit dem sie tagtäglich und jede Nacht konfrontiert sind. Es wäre schön, wenn wir da auch von der Bürokratie noch ein bisschen wegkommen könnten.

Astrid Mergel-Diehl: Mein Wunsch für die Zukunft für unsere Kindertagesstätten wäre an dieser Stelle an die politischen Ver-

antwortlichen, die Kindertagesstätten personell und räumlich so auszustatten, dass wir alle Kinder aufnehmen können ohne bürokratische Anträge zu formulieren. So könnten wir Inklusion wirklich leben. An vielen Ecken und Enden scheitert Inklusion an der Bürokratie und das würde ich mir für die Zukunft wünschen, diese Bürokratie zu verschlanken und die Gelder für die Förderung der Kinder einzusetzen.

Kinderzentrum Weißer Stein Marburg-Wehrda e.V.
Magdeburger Straße 1a, 35041 Marburg-Wehrda
Telefon: 06421/30321-0
E-Mail: info@kize-weisser-stein.de
Internet: www.kize-weisser-stein.de

Konrad-Biesalski-Haus / Studentenwerk Marburg

Interview mit **Franziska Busch**, Öffentlichkeitsarbeit
und **Dr. Uwe Grebe**, Geschäftsführer

Saskia Rößner: Wann wurden Sie denn offiziell gegründet?

Franziska Busch: Wenn wir von der offiziellen Gründung sprechen, dann meinen wir erst einmal das Konrad-Biesalski-Haus, ein Wohnheim für behinderte Studierende hier in Marburg: ein integratives Wohnheim für Studierende, in dem behinderte und nicht behinderte Studierende zusammenwohnen.

Der Gründungsprozess sah im Grunde genommen so aus, dass Ende der 60er Jahre Studierende mit Behinderungen an die Uni kamen und auf der Suche nach Wohnraum waren und Betreuung benötigten. In Marburg kamen erst einmal drei Studierende im Rollstuhl, die durch Professor Dr. Exner (der war Orthopäde hier an der Universität) betreut wurden an die Universität und standen nun vor der Herausforderung: Wo wohnen? Und wie in die Universität kommen? Der private Wohnungsmarkt war schwierig, weil eben barrierefreie Zimmer gefunden werden mussten, was ja hier in Marburg auf Grund der Lage und der Gegebenheiten nicht so einfach war und so haben sich diese Studierenden ans Studentenwerk (also an uns) gewandt und wurden damals im Studentendorf in einem Haus untergebracht, in dem eben im Erdgeschoss barrierefreie Zimmer zugänglich waren.

Das war eine erste Lösung, hat aber das Problem als solches natürlich nicht abgedeckt, denn es kamen immer mehr Studierende. Es hat ja Ende der 60er Jahre eine große Polio-Epidemie in Deutschland gegeben, so dass relativ



Dr. Uwe Grebe.

*Die Zimmer im Konrad-Bisalski-Haus können sich die Bewohner*innen nach ihren eigenen Vorstellungen einrichten.*



viele Studierende davon betroffen waren, im Rollstuhl zu sitzen. Es musste also eine universellere Lösung her. Das Studentenwerk hat sich dann sehr dafür eingesetzt, ein eigenes Wohnheim hier in Marburg zu errichten. Das ist in der Sybelstraße in einem Haus passiert, das ursprünglich als Studentenhotel errichtet werden sollte. Der Bau war schon im Prozess, das Ganze hat aber dann nicht funktioniert. Die Idee, dort ein Hotel zu errichten, wurde nicht realisiert, stattdessen wurde es vom Studentenwerk übernommen und ein barrierefreies Haus für Studierende mit Behinderungen errichtet. Der Gedanke war aber von Anfang an, eine integrative Lösung zu erschaffen – also hat man gesagt, es werden Studierende mit und ohne Behinderung dort zusammenwohnen. Und so ist es heute, 50 Jahre später, immer noch – also sehr innovativ.

Dr. Uwe Grebe: Das waren jetzt die Informationen zum Konrad-Biesalski-Haus mit dem Hinweis auf das Studentenwerk. Das Studentenwerk selbst ist deutlich älter. Wir wurden 1921 gegründet – sind also fast 100 Jahre alt – eigentlich aus einer Selbsthilfebewegung armer Studierender heraus mit Unterstützung der Professoren. Es ging im Wesentlichen darum, dass die Studierenden ein Dach über dem Kopf hatten und nicht verhungerten. Wie gesagt, das Aufgabengebiet ist dann weitergewachsen und eine spezielle Sache ist das Konrad-Biesalski-Haus.

Saskia Rößner: War das Studentenwerk in Marburg das erste in Hessen?

Dr. Uwe Grebe: Genau und dann kamen im Laufe desselben Jahres noch die Studentenwerke Gießen und Darmstadt und Frankfurt hinzu - d.h. vier hessische Studentenwerke werden im Jahr 2021 einhundert Jahre alt. Das letztgegründete ist das Studentenwerk Kassel der damaligen Gesamthochschule Kassel, das ist deutlich jünger – es wird 50 Jahre alt.

Saskia Rößner: Wenn sich die anderen im gleichen Jahr gegründet haben, haben die bei Ihnen abgeguckt oder hatten die zufällig die gleiche Idee?

Dr. Uwe Grebe: Es war ja letztendlich keine Idee, sondern ist aus der Not heraus geboren und diese Not war in allen studentischen Städten gleich und da wir in Hessen mit der Justus-Liebig-Universität in Gießen oder auch mit der Goethe-Universität Traditions-Hochschulstandorte haben, war die Bewegung letztendlich gleich. Die Gründung des Konrad-Biesalski-Hauses fiel genau in eine Zeit, wo die behinderten Menschen ihr eigenes Engagement, ihr eigenes Selbstbewusstsein im Rahmen der sogenannten „Krüppel-Bewegung“ erstmals artikuliert haben, sie nicht mehr weggesperrt werden wollten, sondern sagten: „Wir haben das Recht, gleichberechtigt zu leben“. Die Gründung des Konrad-Biesalski-Hauses hatte durchaus auch politischen Hintergrund, das hat das Ganze noch ein bisschen befördert.

Saskia Rößner: Hatte das Studentenwerk oder auch das Konrad-Biesalski-Haus rückblickend gesehen einen besonderen Einfluss, sei es gesellschaftlich oder regional?

Dr. Uwe Grebe: Durchaus, vielleicht sieht man auch die Einmaligkeit: Wir sind heute eigentlich europaweit das einzige Studentenwerk, das eine solche Einrichtung hat. Die Besonderheit dieser Einrichtung ist nicht nur, dass wir barrierefreie Wohnungen haben, sondern dass wir auch das Rundum-Paket haben. Wir haben Pflegedienst, Physiotherapie, Transportdienste, so dass die Studierenden sich wirklich auf ihr Studium konzentrieren können und alles, was sie benötigen oder wünschen, dazubuchen können. Wir

machen keine Bevormundung, sondern sie suchen sich alles genauso aus, wie sie es sich vorstellen. Wir sind damit bis heute europaweit einzigartig.

Franziska Busch: Und man muss dazu sagen, dass die Studierenden, die bei uns im Konrad-Biesalski-Haus wohnen, an derart schwerwiegenden Behinderungen leiden, dass sie nirgendwo anders studieren könnten, als hier. Wenn sie nicht im Konrad-Biesalski-Haus wohnen können, dann können sie auch zum großen Teil gar nicht studieren, weil die Eltern zu Hause dies einfach nicht leisten können und andere Einrichtungen dieser Art gibt es nicht.

Dr. Uwe Grebe: Es unterstützt natürlich die Selbstständigkeit und insofern hat diese ganze Einrichtung Auswirkungen, sowohl in die Kommune – sprich die Stadt Marburg – aber auch in die Universität, die sich natürlich auch in diese Richtung bewegen muss, was barrierefreie Hörsäle, Audio-Anlagen usw. betrifft. In diesem Fahrwasser ist die Uni Marburg immer mitgeschwommen, auch mit drei Behindertenbeauftragten, mit denen wir in engem Kontakt stehen, sodass es wirklich Hand in Hand geht, ebenso mit der Stadt Marburg.

Vom Dach des Konrad-Biesalski-Hauses hat man einen traumhaften Blick über Marburg.



Franziska Busch: Wir sind auf das Konrad-Biesalski-Haus wirklich sehr stolz.

Saskia Rößner: Sie haben gerade schon erzählt, was Sie außer dem reinen Wohnen noch mehr bieten für die Studierenden. Was gibt es denn sonst noch?

Dr. Uwe Grebe: Standardprogramm der Studierendenwerke sind immer Essen und Wohnen. Da ist Marburg durchaus auch

führend gewesen, weil wir hier – bedingt durch die Kessellage – über 2.000 Studentenwohnungen hatten und bis zum Boom in den letzten Jahren es auch immer geschafft haben, eine 10-prozentige Versorgungsquote zu erreichen.

Ein besonderer Punkt ist noch, wir hatten hier im Studentenwerk Marburg mit unserer Uni-Kita die erste Krippeneinrichtung in Westdeutschland zur Betreuung von Kindern von Studierenden und diese Einrichtung ist mittlerweile auch über 50 Jahre alt.

Saskia Rößner: Glauben Sie denn, dass das Marburger Land generell eine besondere Rolle spielt, was soziale Innovationen angeht, sei es jetzt für Hessen oder deutschlandweit oder auch europaweit?

Dr. Uwe Grebe: Als paritätisches Mitglied empfinde ich es immer so, dass Marburg nicht zuletzt aus seiner Tradition „als das rote Marburg“ durchaus immer wieder Initiativen hervorbringt, dass verschiedene Gruppen als Selbsthilfeorganisationen oder Vereine einfach ihre Schicksale in die Hand nehmen und da entsprechend auch wirklich Vorreiter sind. Wenn ich das Spektrum in der Parität Hessen so sehe, dann ist Marburg schon eine besondere Lokation. Franziska Busch: Ich denke auch, dass die Menschen in Marburg für Menschen mit Behinderungen besonders sensibilisiert sind. Wir haben ja die Blista hier in Marburg und da sind einfach Menschen mit Sehbehinderungen z.B. eine ganz normale Erscheinung. Ich denke, dass wir da sensibel sind und dazu beitragen, dass behinderten Menschen einfachere Möglichkeiten geboten werden. Wir haben hier in der Mensa beispielsweise unseren Mensa-Service. Da wird sehbehinderten Menschen zur Mittagszeit durch studentische Aushilfen geholfen bei der Essensauswahl, sie werden im Haus herumgeführt, ihnen wird das Bafög-Amt gezeigt, sie bekommen Informationen zugänglich gemacht, die ihnen sonst entgehen würden – damit leben wir hier ganz selbstverständlich.

Saskia Rößner: Im sozialen Bereich tätig zu sein, hat Vor- und Nachteile. Einige große Schreckensgespenster, mit denen wir hier zu kämpfen haben, sind zum einen die geringere Entlohnung, aber auch das Helfersyndrom oder Selbstaubeutung? Wie erleben Sie das?

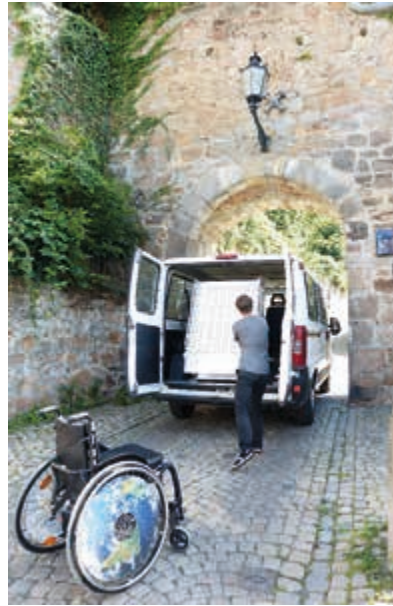
Dr. Uwe Grebe: Wir unterliegen hier dem öffentlichen Tarif, im Speziellen dem TV-H, so dass wir als tarifgebundenes Unternehmen auch diese Vergütungen zahlen. Man kann darüber streiten, ob dies angemessen oder zu niedrig ist. Wir erleben, dass hier in Bereichen, in denen wir hochqualifizierte Leute benötigen, die Luft in dem Tarif einfach dünn wird.

Ansonsten haben wir den großen Vorteil, dass wir die Themen Selbstausbeutung und Helfersyndrom in der Form ausblenden, dass wir einfach geregelte und flexible Arbeitszeiten bieten, vernünftige Schichtpläne mit Freischichten (gerade auf die Pflegeeinrichtung im Konrad-Biesalski-Haus bezogen), sodass uns diese Thematik weniger betrifft.

Auf der anderen Seite – und das würde ich jetzt nicht als Schreckgespenst bezeichnen, sondern das ist einfach das, was der Arbeit auch Sinn gibt – müssen de facto alle, die bei uns arbeiten, natürlich ein gewisses Helfersyndrom haben im positiven Sinn. Wenn wir z.B. hier ausländische Studierende, die ohne irgendetwas hierherkommen, betreuen, sie bei uns wohnen, wir ihnen eine Heimat auf Zeit geben, dann ist das sicherlich eine sinnvolle Aufgabe und wenn dabei im Endeffekt als Studienabschluss etwas Vernünftige raus kommt, dann hat die soziale Infrastruktur, die wir zur Verfügung stellen, sicherlich einen großen Stellenwert.

Saskia Rößner: Wir wollen natürlich nicht nur die negativen Seiten beleuchten, sondern auch die positiven. Da fällt in der Diskussion – wie Sie es aber auch schon erwähnt haben – ganz oft das Stichwort Job mit Sinn.

Dr. Uwe Grebe: Das ist eigentlich eine der Voraussetzungen dafür, um hier zu arbeiten, dass der Kopf nicht an der Stempeluhr abgegeben wird, sondern dass man nicht nur fachlich und quantitativ arbeitet, sondern dass die Arbeit sinnstiftend und erfüllend ist – egal, in welchem Bereich Sie hier bei uns tätig sind. Sie sind froh und glücklich, wenn es mittags geschmeckt hat. Sie sind froh und glücklich, wenn Sie Studierenden ein Dach über dem Kopf geben können. Aber auch wenn Sie sehen, dass unsere Einrichtung, wie das Konrad-Biesalski-Haus dazu führt, Studierende mit Einschränkungen bis zum Examen zu bringen und damit einfach mithilft, ihren Lebensweg ein etwas zu ebnen. Das ist ganz sicher ein Aspekt, der uns alle hier ein bisschen leitet.



*Aus der Ritterstraße guckt man durch das Kalbs-tor direkt auf das Konrad-Bisalski-Haus. Für die Bewohner*innen, die in ihrer Mobilität eingeschränkt sind, bietet das Studentenwerk einen extra Fahrdienst an.*

Franziska Busch: Es macht natürlich Spaß, positives Feedback zu bekommen. Wir sind ja auch in sozialen Medien unterwegs und wir haben ein Gästebuch bei uns im Haus und die überwiegende Mehrheit der Studierenden, die sich bei uns melden, gibt einfach positive Rückmeldung. Das freut uns.

Saskia Rößner: Wenn jetzt jemand beim Studentenwerk arbeiten möchte, wo wäre das möglich? Und was macht Sie als Arbeitgeber attraktiv?

Dr. Uwe Grebe: Ich sage immer, wir sind so eine Art „Bauchladen“, weil wir mit Verpflegung, Kinderbetreuung, Bafög-Amt, Konrad-Biesalski-Haus ein breites Spektrum an sozialen Dienstleistungen für die Studierenden haben und entsprechend breit ist natürlich auch das Aufgabenspektrum. Angefangen von Pflegekräften im Konrad-Biesalski-Haus bis hin zu Erzieherinnen in der Kita, natürlich Köche und Küchenhelfer, aber auch kaufmännische Angestellte im Personalbereich, in der Wohnheimverwaltung und natürlich auch im operativen Bereich Handwerker aller Richtungen (Sanitär, Elektriker, Fliesenleger o.ä.). Wir selbst bieten auch Ausbildungsplätze an, insbesondere im Bereich Koch/

Köchin und im kaufmännischen Bereich als Bürokaufleute. Warum sollte man bei uns arbeiten? Wir haben sinnstiftende Tätigkeiten, wir arbeiten dauerhaft mit jungen Leuten, sodass sich glaube, wir bleiben alle im Kopf halbwegs jung, auch über die Zeit gesehen. Wir haben ein gutes Betriebsklima, wir bieten natürlich auch neben den Hygienefaktoren, wie Gehalt, ein paar Zusatzleistungen, z.B. das Jobticket. Wir haben einen Arbeitskreis Gesundheit, wir haben flexible Arbeitszeiten, die Mitarbeitenden können bei uns vergünstigt Verpflegung einnehmen und wir machen vieles, um das Team zu stärken – z.B. laufen wir beim J.P. Morgan-Lauf mit, wir machen beim Fußballturnier der Deutschen Studentenwerke mit. Es gibt viele Sachen, die es durchaus attraktiv machen, im Studentenwerk zu arbeiten – dazu kommt das, was einen normalen öffentlichen Arbeitgeber auszeichnet: neben dem Tarifgehalt noch Altersversorgung in Form der VBL und, wenn man das in heutigen Zeiten sagen kann, ein sicherer Arbeitsplatz.

Franziska Busch: Und natürlich nicht zu vergessen: Die Arbeitszeiten in der Gastronomie sind nirgendwo so familienfreundlich, wie hier bei uns. Welcher Koch kommt morgens und ist nachmittags fertig? Das ist natürlich optimal.

Studentenwerk Marburg A. d. ö. R.
Besuchsadresse: Erlenring 5, 35037 Marburg
Postanschrift: Postfach 22 80, 35010 Marburg
Telefon: 06421 / 296 – 0
E-Mail: info@studentenwerk-marburg.de
Internet: www.studentenwerk-marburg.de

Kulturloge e.V.

Interview mit Hilde Rektorschek, *Gründerin*

Saskia Rößner: Hilde, du bist diejenige, die die Kulturloge gegründet hat. Wie bist du auf die Idee gekommen? Wie hat der Gründungsprozess ausgesehen?

Hilde Rektorschek: Ich habe als Geschäftsführerin in der Marburger Tafel gearbeitet und festgestellt, dass Menschen, die dort Kunden waren und wenig Geld hatten, auch begeistert waren von Kultur. Schon im Jahr 2007 habe ich in der Tafel Karten vermittelt, beispielsweise für das Krimi-Festival. Dabei habe ich gemerkt, dass großes Interesse besteht. Ich hatte sowieso nie geglaubt, dass diese Menschen kein Interesse an Kultur hätten.

Es gab darüber Zeitungsartikel, in denen beschrieben wurde, dass „Hilde Rektorschek nicht nur Gemüse und Obst aus gibt, sondern auch Karten für Kulturelles“. Diese Artikel gaben den Anstoß zu einem regen Austausch und letztendlich baten mich einige Redakteure im Jahre 2008 ein Konzept zu schreiben, um zu ermöglichen,



von links: Hilde Rektorschek, Vorsitzende des Bundesverbandes der Kulturlogen und Alexandra Klusmann, Vorsitzende der Kulturloge Marburg.

dass Tafelkunden auch an Kulturveranstaltungen teilnehmen könnten. Mir dagegen war es sehr wichtig, dass nicht nur Tafelkunden, sondern alle Menschen mit geringem Einkommen in den Genuss von Kultur kommen könnten.

Des Weiteren sollten sich die betroffenen Menschen nicht als Bittsteller fühlen, sie sollten nicht kontrolliert werden, sondern die Anmeldung sollte über Sozialpartner organisiert werden. Auf diesem Weg würden sie unsere Kulturgäste und sie würden nicht denken, dass sie Almosen bekommen. Von Ehrenamtlichen werden die nicht verkauften Eintrittskarten telefonisch vermittelt und an der Abendkasse auf den Namen des Kulturgastes hinterlegt.

Ganz wichtig war mir auch das Gespräch mit den Menschen, die lange ausgegrenzt waren. Sie laden wir jetzt wieder ganz herzlich in die Kultur ein. Wir sprechen mit den Menschen und hören ihre Nöte, ihre Sorgen, ihre Freuden. Mein erarbeitetes Konzept mit den Grundsätzen „behutsam, würdevoll und nachhaltig“ fanden die Redakteure zunächst viel zu kompliziert und nur weil ich mich bereit erklärte, die Gründung der Kulturloge Marburg zu übernehmen, haben wir gemeinsam das Projekt am 9. Februar 2009 gestartet.

Die Sozialpartner haben erst einmal gesagt „schon wieder ein neues Projekt“ und auch die Veranstalter hatten zuerst Bedenken, als ich erklärte, wie ich mir das vorstelle, dass sie evtl. Restkarten zur Verfügung stellen und diese an der Abendkasse auf den Namen des Gastes reserviert werden. Dann aber haben sie gesagt: „Ja, da machen wir mit. Und sie kriegen nicht nur Restkarten, sondern sie kriegen Kontingente von uns. Wir geben nicht gerne einfach Kulturkarten in die Gesellschaft, aber wenn die Karten abgeholt werden und wir wissen, da stehen die Menschen an der Abendkasse, dann bekommen Sie von uns Kontingente, nicht nur Restkarten.“ So ist das geblieben. Alle – Kino, Theater, Konzertveranstalter, Kulturzentren und alles was es in Marburg gibt – haben von Anfang an mitgemacht. Dann habe ich aus heiterem Himmel den Freiherr-vom-Stein-Preis bekommen, einer der höchstdotierten Preise für das Bürgerengagement in Deutschland, der mit 25.000 Euro dotiert war. Gesine Schwan hat die Laudation gehalten. Da war mir klar, dass das, was ich mir gedacht hatte, das richtige war. Gesine Schwan hat es auf den Punkt gebracht und gesagt: „Menschen, die wir ausgrenzen, müssen wir auch bitteschön schnell wieder einladen in die Gesellschaft. Die gehören mit dazu, die gehören zur Mitte der Gesellschaft.“



Taschengeld für den Tagesausflug mit Theater in Bad Vilbel.

Dann kam auch noch die Auszeichnung vom Bündnis für Demokratie und Toleranz – auch noch mal mit 4.000 Euro dotiert – dazu. Wir haben einen unheimlich guten Start hingelegt, finanziell und mit allem Drum und Dran. Ehrenamtliche kamen sofort und wollten beim Telefonieren helfen. Wir haben auf Anhieb etwa 50 Mitglieder im Verein gehabt. Bei der Gründung waren 35 Personen anwesend und es war das erste Mal, dass Menschen zusammen gesessen haben aus den Sozialpartner-Bereichen, aus den Veranstaltungsbereichen, aus den Bereichen Ehrenamtliche, Presse und Sponsoren. Die haben sich am Tisch getroffen und plötzlich über Armut diskutiert und gemerkt: Das stimmt – die Menschen können ja nicht zur Kultur – da machen wir alle mit. Es wurde diskutiert, wie wir telefonieren, wie wir die Karten vermitteln und dass wir uns an die Grundsätze „behutsam, würdevoll und nachhaltig“ halten. Wir gehen mit den Menschen freundlich um, wir behandeln sie gleich. Wir achten darauf, dass nicht die einen viele und die anderen wenig Karten bekommen. Wir versuchen wirklich, nicht nur einmal im Jahr, sondern so oft, wie wir Karten bekommen, die Menschen einzuladen. Dass sie dann – wie jeder „normale“ Mensch, der vielleicht drei-, viermal im Jahr ins Theater geht, dies auch können.

Saskia Rößner: War die Idee der Kulturloge einzigartig in Deutschland?

Hilde Rektorschek: Das gab es bis dahin in Deutschland noch nirgendwo. Die Veranstalter haben mir erzählt, dass sie manchmal in Vereine Karten reingegeben haben. Aber so etwas wie bei uns gab es vorher nicht, das war das aller erste Mal. Ich habe wirklich tausendmal gehört, wenn ich erzählt habe, dass ich eine Kulturloge gegründet haben, dass die Leute gesagt haben: „Stimmt ja, die Menschen mit geringem Einkommen können gar nicht zur Kultur, da haben wir noch gar nicht drüber nachgedacht.“ Dies haben die gesamten Medien bundesweit als ein einzigartiges Marburger-Konzept gewürdigt - das zeigt sich ja auch in den Preisen.

Es ist ja schon schlimm genug, dass es so lange dauert, bis man dahinterkommt, dass Menschen kulturell ausgegrenzt werden. Mir sind die Kinder besonders wichtig. Sie sind ein Schwerpunkt bei uns, ebenso Menschen mit Einschränkungen, zum Beispiel mit Rollstuhl oder die in Einrichtungen leben und wenn sie zu wenig Geld haben. Die sind bei uns genauso von Anfang an dabei gewesen. Da haben wir schon gut was auf den Weg gebracht.

Saskia Rößner: Wo du gerade euren Weg ansprichst – der hat ja nicht in Marburg geendet, sondern der Weg der Kulturloge ist weiter gegangen. Kannst du dazu noch etwas erzählen?

Hilde Rektorschek: Es kamen Anfragen aus anderen Städten, sogar aus Berlin, Hamburg und anderen Großstädten. Da habe ich gemerkt, dass dort eine Nachfrage besteht und die Kulturloge Aufsehen erregte. Insbesondere mein Konzept und die Grundsätze hatten größte Anerkennung bei den Medien bundesweit (TAZ, ZEIT, Süddeutsche usw.). Ich habe schon im Jahr 2012 – also drei Jahre nach der Gründung der Marburger Kulturloge - so viele Anfragen erhalten, dass ich im April 2012 einen Bundesverband gegründet habe. Zu der Zeit gab es bereits acht Kulturlogen, die mit meiner Hilfe gegründet wurden. Die Vorsitzenden sind nach Marburg gekommen und wir haben hier in Marburg den Bundesverband Deutsche Kulturloge e.V. gegründet. Mittlerweile gibt es bundesweit 42 Kulturlogen, die nach den Grundsätzen der Kulturloge arbeiten und die den Namen KULTURLOGE führen dürfen. Mehr als 3.000 Ehrenamtliche haben über 500.000 Karten an 80.000



Hilde Rektorschek ist glücklich mit ihrer Arbeit. Ihr Engagement zaubert ihr jedes Mal ein Lächeln ins Gesicht – aber nicht nur ihr.

Menschen, darunter 30.000 Kinder und Jugendliche, vermittelt. Ein ziemlich großes Projekt, was ich hier von Marburg aus nach Deutschland gebracht habe. Ich glaube, dass wir diesen Weg auch weiterlaufen werden, denn es gründen sich so nach und nach weitere Kulturlogen. Im Moment sind Tübingen, Mainz und Ludwigsburg im Gründungsprozess und wir sind im Westen bereits fast in allen Bundesländern vertreten.

Saskia Rößner: Die Zahlen, die du genannt hast, beziehen sich auf den Bundesverband, also deutschlandweit. Wie sehen denn die Zahlen für die Marburger Kulturloge aus?

Hilde Rektorschek: Die Kulturloge Marburg hat 75 Mitglieder im Verein und vermittelt jährlich über 1.800 Karten. Wir arbeiten mit 45 Kulturveranstaltern und Sporteinrichtungen zusammen, sowie mit 40 Sozialpartnern, bei denen sich die Menschen anmelden können. Seit 2010 haben wir insgesamt 1.600 Kulturgäste, davon 500 Kinder und Jugendliche.

Saskia Rößner: Du hast vorhin schon einmal angesprochen, dass dir Kinder ganz wichtig sind. Wie wird das in der Kulturloge umgesetzt?

Hilde Rektorschek: Kino ist gerade bei Kindern ein Einstieg. Die „Kinofrauen“ – das sind drei Pädagoginnen – unterhalten sich lan-

ge mit den Familien und können das eine oder andere ausbügeln oder möglich machen. Sie machen das wirklich so, dass auch die Familien Vertrauen gefasst haben. Wenn immer andere Leute anrufen, ist das nicht so gut. Deshalb sind diese drei Frauen immer erreichbar und sie können nochmal nachfragen oder einen Wechsel vornehmen. Das ist ganz wichtig, dass man da auch die Familien auffängt. Unsere „Kinofrauen“ haben mittlerweile auch ein Patenprojekt auf die Beine gestellt. Das Hessische Landestheater stellt die Paten und wir bringen die Kinder ins Projekt. Wir besprechen das mit unseren Kulturgästen. Die sind alle begeistert, die Kinder treffen sich mit den Paten und dürfen viermal im Jahr Kinder- und Jugendveranstaltungen besuchen. Sie dürfen vorher die Bühne, die Technik und den Fundus besichtigen, können das Stück selbst sehen und anschließend noch mit den Schauspielern und Schauspielerinnen sprechen. Am Jahresende gibt es eine Abschlussfeier, da können die Paten, die Eltern und die Kinder zusammen essen und es gibt ein passendes Buch geschenkt, zum Beispiel das Weihnachtsmärchen. Das machen wir jetzt seit acht Jahren, jedes Jahr für 15 Kinder. Es wurde einmal probiert ohne die Kulturloge, einfach mal Leute zusammengestellt, aber das hat nicht geklappt. Niemand gibt sein Kind einfach einem (fremden) Paten/Patin mit. Aber das Vertrauen, welches sich die Kulturloge erarbeitet hat, spiegelt sich da wider, dass die Kinder teilnehmen dürfen.

*Von Kindesbeinen
an ins Theater
oder zum Konzert.*



Saskia Rößner: Macht ihr auch politische oder gesellschaftliche Arbeit?

Hilde Rektorschek: Ich bin mit dem Bundesverband Mitglied im BBE (Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement) aktiv. Das ist eine große Vereinigung, wo sich Dachverbände finden und sehr stark politisch arbeiten. Da werden die Themen zusammengefasst, man tauscht sich aus, es gibt Treffen, es gibt Ehrenamtskampagnen. Ich selbst bin dort zusätzlich in einer AG „Kultur und Vielfalt“, wo es speziell darum geht, dass alle Menschen auch an der Kultur teilnehmen können.

Außerdem bin ich noch im Bundestag tätig. Da gibt es eine ehrenamtliche Arbeitsgemeinschaft für bürgerschaftliches Engagement und dort versuche ich, das Thema in die Politik zu tragen – immer mit der Vorgabe, man kann viel machen, aber man muss es richtig machen, dann funktioniert es auch.

Saskia Rößner: Und die Kulturlogen machen es richtig?

Hilde Rektorschek: Dass wir es richtig machen, sagen uns unsere Kulturgäste. Ältere Menschen sagen zum Beispiel: „Sie bauen mein Leben neu auf. Ich hätte nie gedacht, dass ich noch einmal ein Theater von innen sehe.“ Oder eine Mutter sagt: „Ich war noch nie mit meinem Kind irgendwo aus und jetzt auch noch im Theater.“ Es gibt ganz viel Dankeschön, und wenn wir anrufen heißt es: „Au ja, die Kulturloge.“ Es ist immer ein kleiner Freudenschrei dabei, weil sie wissen, sie können ins Kino oder ins Konzert.

Zudem vertrauen uns die Leute und erzählen uns mehr von sich und wir erzählen von uns – nicht pädagogisch und nicht therapeutisch, sondern einfach, wie man sich unterhält, wenn man telefoniert. Es gibt auch Menschen, die werden sonst nie angerufen, die wissen, wenn das Telefon klingelt, kann es nur die Kulturloge sein.

Saskia Rößner: Glaubst du, dass das Marburger Land generell eine besondere Rolle spielt, was soziale Innovationen angeht?

Hilde Rektorschek: Wir haben gleich zu Anfang den Landkreis gefragt, ob dort Interesse besteht und haben einige Sozialpartner angesprochen, zum Beispiel die Bürgerhilfe im Ebsdorfergrund und auch die Veranstalter in Biedenkopf, Amöneburg oder Stadt-

allendorf. Die Landrätin und die Stadträtin sind unsere Schirmherrinnen. Das ist ein Signal, und so gelingt es uns auch, dass die Menschen mit geringem Einkommen im gesamten Landkreis zu Veranstaltungen gehen können.

Wir haben auch Sponsoren, die Geld geben, um den Menschen die Fahrt zu bezahlen, dass sie ein Buch zur Veranstaltung, eine CD vom Konzert oder Popcorn im Kino bekommen. Das können wir leisten und es ist auch für den Landkreis interessant, dass die Menschen mobil sind. Ein Beispiel: Das Polizeiorchester in Marburg hat ein riesengroßes Konzert gegeben und da ist die Bürgerhilfe Ebsdorfergrund mit zehn Autos nach Marburg gefahren und hat die Kulturgäste mitgenommen, um das Konzert zu besuchen. Das hat heute noch Auswirkungen, dieses Wir-Gefühl, wir waren doch damals zusammen in Marburg. Der Hof Fleckenbühl ist auch mit dabei und es wird schon daran gedacht, dass wir uns ausweiten in dem Bereich.

Saskia Rößner: Im sozialen Sektor zu arbeiten, kann Vor- und Nachteile haben. Inwiefern spielen die Schreckensgespenster geringes Entgelt, Selbstausbeutung, Helfersyndrom eine Rolle für die Kulturloge? Und welche positiven Aspekte möchtest du hervorheben?

Hilde Rektorschek: Das spielt schon eine Rolle. Wir haben von Anfang an mit dem Kreisjobcenter zusammengearbeitet. Die Leiterin war sehr engagiert, damit dieses Projekt in Marburg umgesetzt werden konnte. Damals gab es den 1-Euro-Job und uns wurde Unterstützung gegeben von Leuten, die mit sechs Stunden täglich in der Kulturloge Marburg gearbeitet haben. Die ersten Jahre hatten wir 1-Euro-Job-Mitarbeitende, dann gab es den Bürgerarbeitsplatz und jetzt andere Regelungen.

Wir haben immer versucht, verschiedene Leute wieder in das Arbeitsleben einzubinden. Das war ein Geben und Nehmen. Wir sind auch verantwortlich dafür, wenn wir etwas Gutes tun, dass dann die Menschen, die daran mitarbeiten, eine Chance bekommen auf einen Arbeitsplatz. Wir haben jetzt seit dreieinhalb Jahren jemand im Büro, der sagt, er hat noch nie so einen schönen Arbeitsplatz gehabt wie bei der Kulturloge.

Es gehört sich für einen gemeinnützigen Verein, auch solche Sachen zu machen. Die Leute werden nicht ausgebeutet, sondern



sie kriegen eine Chance. Wenn sie sich bewerben und eine andere Stelle finden, sind sie wieder weg und wir müssen wieder neue Mitarbeitende finden und einarbeiten. Das ist auch mit Arbeit verbunden, aber bei uns hat es zehn Jahre lang gut geklappt, dass wir unterstützt wurden. Diese Maßnahmen finde ich gut.

Wir haben auch viele Ehrenamtliche, die regelmäßig arbeiten und Karten vermitteln. Die machen das für ihr Leben gerne, zum Beispiel mit den Gästen zu telefonieren. Die Leute freuen sich, wenn sich die Kulturloge am Telefon meldet.

Auf der anderen Seite bekommen die ehrenamtlichen VermittlerInnen mit, was in der Stadt alles geboten wird, alle möglichen und außergewöhnlichen Veranstaltungen, die es gibt. Man muss sich ja mit den Veranstaltungen auch auseinandersetzen, damit man den Gästen am Telefon erzählen kann, worum es in etwa geht. Noch etwas Kritisches dazu. Ich wurde am Anfang immer gefragt: „Erst hast du Obst und Gemüse bei der Tafel ausgegeben und jetzt gibst Du Eintrittskarten kostenlos weiter - meinst du nicht, dass für die Ernährung und für die Teilhabe am kulturellen Leben der

*Preisübergabe
des Freiherr-vom-
Stein-Preises in
Berlin.*

Staat zuständig ist?“ Ja, Die Frage ist berechtigt, das erfolgreiche Konzept der Kulturlogen sollte nicht den Staat von seiner Vorsorgepflicht entbinden. Es ist seine Aufgabe, das Risiko, dass Menschen unter die Armutsschwelle geraten, zu minimieren und die gesellschaftliche und kulturelle Teilhabe aller Menschen – insbesondere der Kinder - zu gewährleisten. Dem gegenüber steht die Kulturloge natürlich für ein vertrauensvolles, behutsames und würdevolles Miteinander. Die ständigen Gespräche, das Zuhören, das Danke sagen und das Kümmern sind der Garant für die Kraft, die die Kulturlogen entfalten. Ich habe volles Vertrauen, dass uns das auch in der Zukunft gelingen wird, denn die Bereitschaft zu mehr Menschlichkeit ist fest in den Grundsätzen der Kulturloge verankert.

Das sind die Punkte, woran ich im Bundestag arbeite, dass man dort ein Auge drauf hat und erkennt, dass die Ehrenamtlichen der Kulturlogen nicht einfach nur Eintrittskarten vermitteln – es steckt viel mehr dahinter und der Staat muss dementsprechend handeln. Trotz allem ist es schön, dass wir solch eine Struktur haben, wo wir uns gegenseitig helfen können. Das gehört – wie Nachbarschaftshilfe – zum Leben dazu. Wo es wirklich klemmt, kann man helfen.

Kulturloge Marburg e. V.
Am Plan 3, 35037 Marburg
Telefon: 06421 / 16 60 565
E-Mail: info@kulturloge-marburg.de
Internet: www.kulturloge-marburg.de

Bundesverband Deutsche Kulturloge e.V.
Am Plan 3, 35037 Marburg
Telefon: 0170 / 29 16 764
E-Mail: info@kulturloge.de
Internet: www.kulturloge.de

Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V.

Interview mit

Dr. Bernhard Conrads, *Bundesgeschäftsführer bis 2009*
und **Jürgen Reuter**, *Öffentlichkeitsarbeit*

Saskia Rößner: Wie war das mit der Gründung der Lebenshilfe? Was war die Idee?

Jürgen Reuter: Eltern mit behinderten Kindern lebten in den Nachkriegsjahren sehr isoliert. Aus Angst vor Ausgrenzung und Anfeindungen bekannten sich viele Familien nicht zu ihrer besonderen Situation. Kinder mit Behinderungen wuchsen fast versteckt lediglich innerhalb ihrer Familie auf. Unterstützung und Förderung gab es kaum.

Ende der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts vernetzten sich Eltern behinderter Kinder, tauschten ihre Erfahrungen aus. Der niederländische Sozialpädagoge Tom Mutters, der sich in den Nachkriegsjahren im Auftrag der Vereinten Nationen für behinderte Kinder in Deutschland einsetzte, unterstützte diese Initiativen. Tom Mutters, Eltern behinderter Kinder und engagierte Fachleute gründeten daraufhin am 23. November 1958 in Marburg die Bundesvereinigung Lebenshilfe als unabhängigen, überkonfessionellen Verein: Ein Selbsthilfeverein für Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Familien, getragen von Eltern, Fachleuten und heute immer mehr von Menschen mit geistiger Behinderung selbst.

In der Folge gründeten sich unter dem Dach der Bundesvereinigung Le-



Lebenshilfe-Gründer Tom Mutters auf einem Kongress der Internationalen Liga, dem Weltverband für Menschen mit geistiger Behinderung.

benshilfe 400 Orts- und Kreisvereinigungen der Lebenshilfe in der Bundesrepublik, nach 1989 mehr als 100 Lebenshilfe-Vereinigungen in den neuen Bundesländern.

Dr. Bernhard Conrads: Im Dritten Reich waren 300.000 Menschen mit geistiger Behinderung sowie psychisch Kranke umgebracht worden. Aber auch vorher gab es ja geistig behinderte Menschen. Wo waren die? Entweder zuhause oder – insbesondere seit dem 19. Jahrhundert - in großen Anstalten mit 500, 1.000, manchmal noch mehr und anderweitig behinderten Menschen, oft hinter Mauern, meistens außerhalb von Städten - sicherlich zumeist fürsorglich, sauber, satt, trocken, aber eben nicht als Teil der Gesellschaft. Das große Verdienst des Lebenshilfe-Gründers Tom Mutters war seinerzeit, dass er sich gegen große Anstalten gewandt hat. Schon in der Gründerzeit der Lebenshilfe wurde als maximale Größe von Wohnangeboten 48 Plätzen gefordert.

Saskia Rößner: Und wie sehen gute Chancen für behinderte Menschen aus Sicht der Lebenshilfe heute aus?

Jürgen Reuter: Heute fördert und betreut die Lebenshilfe bundesweit in ihren 4.500 Einrichtungen und Diensten mehr als 170.000 Menschen mit Behinderung. Die Programmatik der Lebenshilfe ist geprägt von Teilhabe, Inklusion und Sozialraumorientierung. Das heißt, gemeinsames Lernen, gemeinsames Aufwachsen, barrierefreie Teilhabe an der Gesellschaft, bis hin zur Selbstvertretung. Das Gründungsprogramm der Lebenshilfe ist im Kern nach wie vor aktuell. Menschen mit Behinderung werden nicht hunderte Kilometer weit in Großeinrichtungen betreut, sondern gemeinde-nah in überschaubaren Einheiten. Behinderte Menschen sind förderungs- und lernfähig. Es hat einen Zweck und hat einen Sinn, sie zu fördern und zu begleiten. Auch das musste durchgesetzt werden – Stichwort Bildungsfähigkeit. Die Lebenshilfe hat entscheidenden Anteil daran, dass 1966 die Schulpflicht auch auf Kinder mit geistiger Behinderung ausgedehnt wurde. Unter den 125.000 Mitgliedern der Lebenshilfe sind inzwischen 12.000 Mitglieder mit einer Behinderung, die sich selbst vertreten, aber auch als behinderte Menschen Sprecher sind für die Interessen anderer Menschen mit Behinderung. Die Bundesvereinigung Lebenshilfe hat bereits seit vielen Jahren Menschen mit geistiger



2018 zeichnete die Bundesvereinigung Lebenshilfe Dr. Eckart von Hirschhausen in Marburg mit dem Medienpreis der Lebenshilfe aus. Hier im Kreis mit Preisträgern der vergangenen Jahre.

Behinderung in ihrem Vorstand, zahlreiche örtliche Lebenshilfe-Vereinigungen ebenso. Wir holen auch die Geschwister von Menschen mit Behinderung in den Fokus und haben ein bundesweites Geschwisternetz aufgebaut, in dem sich Geschwister austauschen können - eine Gruppe, die oftmals noch im Schatten der Aufmerksamkeit steht.

Saskia Rößner: Schulpflicht, kleine Einrichtungen und Zusammenarbeit von Betroffenen und Fachkräften – das sind also die Errungenschaften der Lebenshilfe?

Dr. Bernhard Conrads: Ja, unter anderen. Der wesentliche programmatische Ausgangspunkt – dieser Begriff hat sich erst im Laufe der Zeit herausgebildet - ist das „Zauberwort“ Menschenbild. Welches Bild haben wir von Menschen mit geistiger Behinderung? Sind sie Objekte unserer wohlgemeinten Fürsorge, die man eben umsorgt oder werden sie als wichtige und wertvolle Teile unserer Gesellschaft geschätzt? Oder sind sie Persönlichkeiten mit eigenen Rechten und auch mit eigenen Pflichten, die eine Chance haben, sich zu entwickeln? Durch dieses Menschenbild, das – so selbstbewusst sind wir – in der Bundesrepublik ganz maßgeblich durch die Lebenshilfe geprägt und entwickelt worden ist, ist ein programmatischer Impuls in die Lande gegangen.

*Die Lebenshilfe-
Bundesvorsitzen-
de Ulla Schmidt
bei Berliner
Grundschulern.*



Jürgen Reuter: Wir haben 1994 einen bundesweiten Kongress zum Thema Selbstbestimmung veranstaltet, der hieß „Ich weiß doch selbst, was ich will!“ Das war programmatisch wirklich ein Meilenstein der Lebenshilfe. Ebenso ein Buch, welches heute noch aktuell ist, das heißt „Vom Betreuer zum Begleiter“. Pädagogische Fachkräfte sind nicht mehr „Betreuer“ behinderter Menschen, sondern sie assistieren behinderten Menschen. Als „Begleiter“ nehmen sich die Pädagogen zurück und erspüren, welche Lebensentwürfe ein behinderter Mensch verwirklichen möchte.

Dr. Bernhard Conrads: Die Lebenshilfe ist nach wie vor im Kern eine Selbsthilfe-Organisation. Eltern und immer mehr Menschen mit geistiger Behinderung selbst setzen Impulse, fordern, sind für die Profis auch manchmal unbequem, beteiligen sich an der Entwicklung von Konzeptionen. Bei der Lebenshilfe wirken Eltern und Menschen mit Behinderung auf der einen Seite und Fachleute auf der anderen Seite auf Augenhöhe und gleichwertig zusammen. Wir haben mitunter viele Spannungen auszuhalten, denn in der Lebenshilfe sind behinderte Menschen selbst, Familienangehörige, hauptamtliche Mitarbeiter, Manager in der Behindertenhilfe, Wissenschaftler organisiert. Alle haben eigene – nicht immer deckungsgleiche – Interessen. Hieraus resultiert eine wesentliche Aufgabe der Bundesvereinigung Lebenshilfe und ihrer Bundesge-

schäftsstelle in Marburg und auch ihrer Landesverbände. Nämlich die, dass wir diese unterschiedlichen Interessen zusammenführen. In andern Ländern sind solche Vereinigungen, in denen diese unterschiedlichen Gruppen, Einrichtungen und Selbsthilfen unter einem Dach sind, relativ selten.

Saskia Rößner: Wenn Sie aus dem Selbsthilfe-Gedanken heraus entstanden sind, arbeiten dann bei Ihnen auch Menschen, die selbst von einer Behinderung betroffen sind?

Dr. Bernhard Conrads: Die Satzung der Bundesvereinigung Lebenshilfe und die Mustersatzung, die wir für unsere Orts- und Kreisvereinigungen empfehlen, geben vor, dass in den ehrenamtlichen Gremien, in den Vorständen, immer Menschen, die von Behinderung betroffen sind, die Mehrheit haben müssen, also entweder Eltern oder Geschwister oder behinderte Menschen selbst. Wir haben unter unseren hauptamtlichen Mitarbeitern bundesweit überdurchschnittlich viele Menschen, die unter die Schwerbehindertenquote fallen.

Saskia Rößner: Gab es in der Geschichte der Lebenshilfe noch weitere Meilensteine?

Dr. Bernhard Conrads: Ja. Das Stichwort heißt „Integration“ und außerhalb der Lebenshilfe auch „Krüppelbewegung“. In den skandinavischen und angloamerikanischen Ländern und in den Niederlanden wurden Konzepte der Integration entwickelt, nämlich, dass behinderte und nicht behinderte Menschen gemeinsam lernen und leben, z.B. gemeinsam in die Schule gehen. Dieser Integrationsgedanke schwappte in den 80er Jahren nach Deutschland, in ein Land, in dem es seit 15 oder 20 Jahren gut funktionierende Sonderschulen gab. Als plötzlich die Forderung laut wurde, dass behinderte und nicht behinderte Kinder gemeinsam unterrichtet werden sollen, hat das innerhalb der Lebenshilfe zu großen Diskussionen geführt – und auch zu Konflikten zwischen den Elterngenerationen. Es gab einen Arbeitskreis Integration der Lebenshilfe, eigene Integrationskongresse und schließlich fand der Integrationsgedanke Einzug in unser Grundsatzprogramm von 1990. Ein enormer Durchbruch, der programmatisch in die gesamte Szene der Behinderten-Selbsthilfe hinein gewirkt hat.

Ein zweites Beispiel ist das Thema Sexualität, Liebe, Partnerschaft, Schwangerschaftsverhütung. Es war in den 70er und 80er Jahren nicht unüblich bis geduldet, dass Mädchen, wenn sie in die Pubertät kamen, ohne Willen und Wissen sterilisiert wurden. Bis dann auf einmal unsere Lebenshilfe-Juristen hier in Marburg gesagt haben: „Liebe Eltern, seid ihr euch eigentlich darüber im Klaren, dass das Körperverletzung ist, ein Straftatbestand?“ Dem Erschrecken hierüber folgte die Herausforderung, Konzepte zu entwickeln, wie wir mit dem Thema verantwortungsvoll umgehen. Es galt, auf der einen Seite das Recht auf körperliche Unversehrtheit des behinderten jungen Menschen zu wahren, ihm die Möglichkeit zu eröffnen, Liebe und Sexualität zu erleben und dabei auch das Thema Schwangerschaftsverhütung nicht zu vergessen.

Ein weiterer Meilenstein: Tom Mutters und die Lebenshilfe waren Mitinitiatoren der Aktion Sorgenkind, gegründet 1968. Das war in vielerlei Richtungen ein echter Meilenstein in der Behindertenhilfe, weil hier einerseits bis heute Geld generiert wird. Auf der anderen Seite haben die Verbände zusammengefunden, um mit ihren gemeinsamen Anliegen an die Öffentlichkeit zu treten. Im Jahr 2000 erfolgte dann – auch forciert durch Vertreter der Lebenshilfe – die Namensänderung zur Aktion Mensch. Heute werden Projekte gefördert, die progressiv sind, inklusive Projekte. Eine völlig andere Förderphilosophie als in den Gründerjahren der Aktion Sorgenkind, wo etwa der Bau von Einrichtungen oder die Beschaffung von Fahrzeugen im Mittelpunkt standen. Ein weiterer Aspekt der Lebenshilfe hatte seinen Ausgangspunkt in Marburg: Die Gründung der Lebenshilfe in der DDR 1990. In der DDR arbeiteten bis dahin sogenannte „Defektologen“, die – wie der Name schon sagt, den „Defekt“ und dessen Minimierung im Blick hatten. Ein völlig anderes Menschenbild als das der Pädagogen in Westdeutschland, bei denen die Förderung im Mittelpunkt steht. Im Januar 1990 waren hier in Marburg 80 Menschen aus der DDR zu Besuch. Nach eineinhalb Tagen intensiver Beratung beschlossen sie, die Lebenshilfe DDR zu gründen. Dies geschah dann im April 1990 in Leipzig. Am 9. November 1990 trat dann die „Lebenshilfe DDR“ hier in Marburg anlässlich einer Mitgliederversammlung der Bundesvereinigung Lebenshilfe bei.

Jürgen Reuter: Herr Mutters hat von Anfang an richtigerweise gesehen, dass es für den Erfolg der Lebenshilfe wichtig ist, die Bevölkerung – die Öffentlichkeit – mitzunehmen, sie für Menschen mit



Behinderung zu gewinnen. Dabei hat er ganz stark auf Öffentlichkeitsarbeit gesetzt, auch als Überzeugungsarbeit. Die Lebenshilfe war von Anfang an auch international vernetzt, sie war Motor für die Gründung der Europäischen Vereinigung, ganz wichtig für die internationalen Beziehungen. Der weltweite Zusammenhang, auch im Weltverband, ist uns nach wie vor wichtig.

Saskia Rößner: Welche Arbeitsbereiche und Tätigkeitsfelder gibt es bei der Lebenshilfe heute?

Dr. Bernhard Conrads: Die Lebenshilfe ist vor Ort sehr präsent. Die Lebenshilfe umfasst 4.500 Einrichtungen und Dienste. Bei der Lebenshilfe arbeiten mehr als 60 000 hauptamtliche Mitarbeiter ganz dicht an den Menschen mit Behinderungen. Als pädagogische Fachkräfte, im Werkstattbereich, in der Frühförderung, bei Freizeiten, in Schulen, als Wohnbegleiter und so weiter. Es gibt ganz viele Betätigungsfelder. In der Bundesgeschäftsstelle der Lebenshilfe arbeiten im Moment 30 Personen in Marburg und 30 Personen in Berlin, Pädagogen, Juristen, Öffentlichkeitsarbeiter, Fortbildner.

Jürgen Reuter: Es gibt kaum eine Berufsgruppe, die nicht motivierte Menschen stellen könnte, die unter dem Dach der Lebenshilfe arbeiten könnten. Warum ist das so? Weil wir die gesamte Lebenswirklichkeit von Menschen mit Behinderungen mit unserer Arbeit abdecken. Also haben viele Berufsbilder bei uns eine Chance, wenn sie sich auf dieses Thema einlassen. Das Interessante, was wir immer wieder erleben, ist, dass gerade im Bereich von Manage-

*Eine unbeschwer-
te Kindheit
wünscht sich
jeder. Für Kinder
mit Behinde-
rung und ihre
Eltern können
sich jedoch viele
zusätzliche Her-
ausforderungen
im Alltag stellen.
Die Lebenshilfe
unterstützt sie
hierbei.*

mentberufen (nicht nur, aber auch) Menschen, die in der Wirtschaft gearbeitet haben, sagen: „Wir haben die Nase voll davon, wir möchten etwas Sinnvolles machen.“ Wir haben ganz viele Kolleginnen und Kollegen, auch in unseren Orts- und Kreisvereinigungen, die als Umsteiger von der Wirtschaft in die Lebenshilfe wechseln.

Saskia Rößner: Sie sprechen da zwei interessante Punkte an, nämlich zum einen den Stress und zum anderen das Geld. Vielleicht können Sie kurz sagen, wie Sie das erleben.

Jürgen Reuter: Die Lebenshilfe fordert hohe Flexibilität von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Das Eingehen auf so unterschiedliche Situationen ist nicht leicht, aber es ist sehr sinnstiftend und etwas anderes, als normaler Stress in einem Wirtschaftsunternehmen. Das ist eine große Herausforderung, die die Menschen gerne annehmen. Und die Lebenshilfe hat sozusagen immer wieder die Aufgabe, die Basis dafür zu bilden, dass diese Flexibilität gelebt werden kann.

Dr. Bernhard Conrads: Ich will einmal versuchen, Ihre Frage ganz persönlich zu beantworten. Ich war zuerst in einem Wirtschaftsunternehmen, als Unternehmensberater. Der Wechsel zur Lebenshilfe bewirkte nachhaltig eine höhere Identifikation mit meiner beruflichen Arbeit. Natürlich sind auch wir keine Insel der Seligen, auch wir sind keine heile Welt. Aber Sie ärgern und streiten sich halt – wenn das mal vorkommt – für eine sinnvolle Angelegenheit. Die Motivation erfolgt nicht über den Profit oder ausufernde Gehälter, sondern über das Bewusstsein einer unstrittig gesellschaftlich wertvollen Arbeit.

Lebenshilfewerk Marburg
Tom-Mutters-Straße 14, 35041 Marburg
Telefon: 0 64 21 / 80 09 – 0
E-Mail: info@lebenshilfewerk.net
Internet: www.lebenshilfewerk.net
Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V.
Raiffeisenstraße 18, 35043 Marburg
Telefon: 06421 / 491 - 0
E-Mail: bundesvereinigung@lebenshilfe.de
Internet: www.lebenshilfe.de

MObiLO e.V.

Interview mit Carin und Lutz Götzfried,
Gründungsmitglieder der MObiLO-GbR im Jahre 1997
und Klaus Trumpfheller, Supervisor

Saskia Rößner: Zum Einstieg, kann einer von Ihnen bitte kurz zusammenfassen, was MObiLO ist und was Sie machen?

Carin Götzfried: MObiLO ist ein gemeinnütziger Verein, der seit 2005 das Turm-Café am Kaiser-Wilhelm-Turm betreibt, um Arbeitsplätze für Menschen mit psychischen Erkrankungen zu schaffen. Über die Bewirtung von Cafébesuchern hinaus vermietet er die Räumlichkeiten und Aussichtsterrasse auch an Privatpersonen oder Gruppen für Privat- oder Firmenfeiern, außerdem finden wöchentlich Kulturveranstaltungen im Café oder auf der überdachten Waldbühne statt, sowie im umgerüsteten Caféraum Trauungen des Marburger Standesamtes.



*MObiLO-
Gründungsgesell-
schafter 1997.*



Blick auf den Turm bei Übernahme 2005, noch ohne Wintergarten, Toiletten- und Kioskanbau, Waldbühne und Pavillon.

Saskia Rößner: Wann wurde MObiLO gegründet und wie sah denn der Prozess der Gründung aus?

Lutz Götzfried: Die Gründung des ursprünglichen Selbsthilfeprojektes MObiLO erfolgte im Jahr 1997 in einer Wohneinrichtung der Bürgerinitiative Sozialpsychiatrie. Ein großes Problem bei der angestrebten Reintegration der Bewohner des Hauses in ein von der Psychiatrie unabhängiges gesellschaftliches Leben, war das Aquirieren von Arbeitsmöglichkeiten außerhalb des psychosozialen Netzes, es war kaum möglich. Wir hatten deshalb die Idee, uns selbst Arbeit zu beschaffen indem wir eine eigene Firma gründen. Um einen Paradigmenwechsel in unserem eigenen psychiatrisierten Setting zu schaffen, galt vom Zeitpunkt der Firmengründung der Grundsatz: „Ab sofort ist nicht mehr das Arztgespräch das Allerwichtigste, sondern die termingerechte Fertigstellung der angenommenen Aufträge.“

Im Herbst 1997 ließen sich dann fünf Bewohner*innen der Übergangseinrichtung Sauerzgässchen auf das Wagnis ein, mit allen dazugehörigen Formalitäten eine Gesellschaft des bürgerlichen Rechts (GbR) zu gründen. Damit war die erste große Hürde zur Projektgründung, nämlich der anfänglichen Scheu vor der Selbstverantwortung überwunden, und es ging los. Wir begannen mit kleinen Aufträgen wie Gartenarbeiten oder Renovierungen und Transporten oder der täglichen Reinigung eines städtischen Kindergartens und schrieben für die geleistete Arbeit Rechnungen. Nach etwa vier Jahren GbR kamen wir zu dem Schluss, dass wir ohne Anleiter und entsprechende Fördermittel nicht längerfristig überleben können. Im Jahr 2004 erfolgte dann eine Umwidmung unserer bisherigen „MOBiLO-GbR“ in den heutigen gemeinnützigen Verein „MOBiLO-e.V.“. Der Zeitpunkt war gerade richtig, denn im gleichen Jahr wurde von der Stadt Marburg der Kaiser-Wilhelm-Turm zur Pacht ausgeschrieben. Wir haben uns dann um diesen Pachtvertrag beworben und zu unserer großen Freude den Zuschlag bekommen. Daraufhin haben wir alle bisherigen Tätigkeitsbereiche aufgegeben und uns nur noch der Bewirtschaftung des Turm-Cafés gewidmet.

Saskia Rößner: Die großen Veränderungen in Ihrer Geschichte waren also die Umwandlung von einer GbR in einen Verein und dann, dass Sie diesen Turm pachten dürfen. Gab es noch eine weitere, große Veränderung?

Carin Götzfried: Am Anfang waren alle leitenden Personen des Projektes Psychiatrieerfahrene. Im Zuge der Weiterentwicklung des Projektes wurde jedoch zunehmend deutlich, dass diese Leitungsfunktionen nicht mehr von uns selbst zu bewältigen waren. Für die immer komplizierter gewordenen Aufgaben der z.B. Buch- und Personalführung musste eine Geschäftsführerin und eine Serviceleiterin eingestellt und auch für die Vorstandsarbeit Fachleute gefunden und eingestellt werden.

Lutz Götzfried: Diese grundlegende Veränderung führte zu einer Vereinskrise, weil die bisherigen psychiatrieerfahrenen Leitungspersonen ihren Status an Nichtbetroffene abgeben mussten. Die Notwendigkeit dieses Umbruches stand außer Frage, wurde aber nicht von allen Vereinsmitgliedern akzeptiert, worauf zwei Mit-

glieder, die das Projekt bisher wesentlich getragen hatten, den Verein unter Protest verließen.

Saskia Rößner: Wie sehen die tägliche Arbeit und die Erfolge von MOBiLO aus?

Carin Götzfried: Wir haben 17 Mitarbeiter*innen, die zum Teil schon viele Jahre, einige sogar die gesamten 15 Jahre im Turm-Café arbeiten und sich so nachhaltig stabilisieren konnten, dass sie keinen Klinikaufenthalt mehr in Anspruch nehmen mussten. Das ist für uns eine der schönsten Bestätigungen dafür, dass unser Konzept und unsere Zielrichtung stimmt. Denn wenn man ganz konkret miterlebt, wie unsere Mitarbeiter*innen im Rahmen ihrer Arbeit gelernt haben, Belastungen zu ertragen und auch in Stresssituationen nicht mehr davon laufen zu müssen und sieht, wie sie dabei selbstsicherer und selbstbewusster geworden sind - spätestens dann weiß man, dass man auch als ehrenamtliche/r Helfer*in in diesem Projekt am richtigen Platz ist.

Lutz Götzfried: Ich würde gern an dieser Stelle noch einmal auf die Gründungsphase zurück kommen. Als wir damals noch im Wohnheim saßen und uns zu unseren Team- und Hausgruppenbesprechungen trafen, da drehten sich die Thematik stets um das vorhandene oder fehlende Krankheitsbewusstsein und Symptomdeutung und Strategien der Symptombewältigung. Als wir dann diese MOBiLO-GbR gegründet hatten, gab es einen spürbaren Paradigmenwechsel. Es ging plötzlich um ganz andere und gesündere Probleme wie z.B.: Wer geht heute mit zur Arbeit und wer will oder kann heute nicht und um die Frage, ob die Kindergartenleitung mit unserer Arbeit zufrieden ist, und wenn nicht, was wer falsch oder nicht ordentlich gemacht hat und die Krankheit und ihre Symptome traten mehr und mehr in den Hintergrund.

Saskia Rößner: Wenn Sie auf die insgesamt 15 Jahre Arbeit im Turm-Café zurückblicken, haben Sie das Gefühl, dass Sie irgendwo besonderen Einfluss hatten – sei es regional im Landkreis oder darüber hinaus? Haben Sie Nachahmer oder Einfluss auf bestimmte politische oder gesellschaftliche Bereiche?



Lutz Götzfried: Also Nachahmer, die innerhalb einer sozialen Institution ein eigenes Projekt gegründet und sich damit verselbstständigt hätten, wüsste ich nicht. Ich glaube, es gibt auch einige Gründe dafür. Einer ist sicher, dass die Beziehungen zwischen den heutigen Helfern und Hilfeempfängern seit den 70er Jahren viel professioneller und damit auch distanzierter geworden sind. Für die heutigen sozialpsychiatrischen Kollegen ist die Vorstellung, sich mit Betroffenen zu solidarisieren und sich aus einer kritischen Distanz zur eigenen Institution, einen anderen, neuen und selbstständigeren Weg zurück in die Gesellschaft der „Nichterkrankten“ zu suchen, dürfte eher als abschreckend unprofessionell empfunden werden.

Das TurmCafé nach der Renovierung im März 2005.

Carin Götzfried: Wir haben z.Z. insgesamt 17 Mitarbeitende, davon sind sieben fest angestellt, alle anderen sind geringfügig Beschäftigte. Letztere bekommen Mindestlohn, die Festangestellten bekommen mehr. Das Dilemma unserer Mitarbeiter*innen ist,

dass einige einen relativ hohen Anteil ihres verdienten Geldes an den Sozialhilfeträger abgeben müssen oder aber gar nicht über eine bestimmte Zuverdienstgrenze hinaus kommen dürfen, weil sie z.B. Hartz IV bekommen oder eine kleine Rente. Was den Einfluss auf Politik oder Ämter anbelangt, ist das bei uns auf beiden Seiten eher ambivalent. Auf der einen Seite finden wir großes Lob und Unterstützung durch z.B. die Stadt Marburg, das KreisJob-Center, die Reha-Werkstätten und viele Förderer und Spender, andererseits ist z.B. unsere Mitarbeitersuche viel mühsamer als man vielleicht denkt.

Lutz Götzfried: Zunächst dachten wir, dass die beiden großen Marburger Psychiatrien Interesse daran haben müssten, mit uns zusammen zu arbeiten. Dem ist aber leider nicht so. Das könnte daran liegen, dass Kliniken und auch Nachsorgeeinrichtungen ihre Patienten oder Klienten vor Neuerkrankungen bewahren wollen, indem sie Medikamente verordnen und zur Vorsicht vor psychischen Belastungen mahnen. Wir tendieren dagegen bei allem Verständnis für die Beachtung von Belastungsgrenzen, die gesunden Persönlichkeitsanteile unserer Mitarbeiter*innen anzusprechen und glauben, dass der Weg zu psychischer Stabilität nicht im Schonraum, sondern der allmählichen Leistungssteigerung liegt. Klaus Trumpheller: Ich möchte noch einmal auf die gesellschaftliche Relevanz hinweisen. Ich denke, dass das hier in der Tat etwas ist, was von der normalen Kapitalverwertung einfach weggeht. Ich halte das für ein ganz wichtiges Beispiel dafür, dass man auch anders wirtschaften kann, auch wenn man immer mit dem Rücken zur Wand steht und das sind vielleicht sogar die Pfunde davon. Ich denke, dass dies in der Tat auch in Marburg gesehen wird. Hinzu kommt natürlich das Stichwort Inklusion, was ja mittlerweile ein Modewort geworden ist, was hier oben aber schon seit Jahrzehnten lebendig gelebt wird.

Saskia Rößner: Glauben Sie, dass das Marburger Land eine besondere Rolle spielt, was soziale Innovationen in Hessen betrifft?

Carin Götzfried: Ich finde schon. Es gibt hier im Landkreis so viele soziale Initiativen, das ist schon toll und im Bereich Förderung wird eigentlich sehr viel getan und gefördert. Ich wüsste hier in



Blick auf den Turm 2018 mit neuem Turm-Pavillon im Vordergrund.

Hessen keine vergleichbare Region und denke, dass wir insbesondere in Marburg eigentlich immer vorbildlich waren in Bezug auf soziale Initiativen.

Saskia Rößner: Herr Trumpfheller, Sie haben vorhin bereits von Selbstaussbeutung gesprochen. Das ist eines der Schreckensgespenster im sozialen Bereich. Weiter sind beispielsweise, dass Beschäftigte im Vergleich zu anderen Branchen geringer bezahlt werden und dass Mitarbeitende, die im sozialen Sektor arbeiten, dies mitunter aus einem Helfersyndrom heraus machen. Wie erleben Sie das? Haben Sie damit Erfahrungen gemacht? Gibt es Maßnahmen, mit denen Sie dem vorbeugen?

Klaus Trumpfheller: Zum Helfersyndrom kann ich nur sagen, dass ich das hier oben auch gerade als Supervisor, der den Menschen sehr nahe kommt, eigentlich nicht so beobachte. Richtig ist in der Tat, jeder, der sich ehrenamtlich engagiert, hat auch Gründe in sich selbst, es ist eben nicht nur Altruismus, aber ich finde das vollkommen ok und sehe das nicht als Problem.

Lutz Götzfried: Das Helfersyndrom wurde schon in den 70er Jahren diskutiert und die Selbstlosigkeit in der sozialen Arbeit in Frage gestellt. Es wurde vielmehr als wichtig erachtet, auch die eige-

nen Interessen in der sozialen Arbeit unterzubringen. Das kann ich heute aus eigener Erfahrung nur bestätigen, denn, hätte ich nicht mein Steckenpferd, die Kulturarbeit mit in das Projekt genommen, hätte ich mein ehrenamtliches Engagement sicher nicht 43 Jahre ohne Burnout durchgehalten.

Saskia Rößner: Natürlich ist im sozialen Bereich nicht alles schlecht und es gibt viele Menschen, die explizit dort arbeiten wollen, weil es eben auch seine Vorteile hat. Welche möchten Sie persönlich hervorheben?

Lutz Götzfried: Es gibt einen gravierenden Unterschied zwischen großen und kleinen psychosozialen Einrichtungen. Wir sind ein kleines Projekt und unseren wesentlichen Vorteil sehen wir darin, dass sowohl die Beziehungsstrukturen als auch die Entscheidungsprozesse in der kleinen Einrichtung sehr viel übersichtlicher, durchsichtiger und durchschaubarer sind.

Da psychische Erkrankung zu Beziehungsverlusten und oft zu totaler Vereinsamung führen kann, ist der persönliche Kontakt und eine möglichst direkte Anbindung an das normale gesellschaftliche Leben außerhalb der Einrichtung sehr wichtig.

Klaus Trumpfheller: Ich möchte das noch etwas ergänzen. Ich habe hier vor vier Jahren angefangen und genau diese Atmosphäre sehr genossen. Ein wesentlicher Punkt ist natürlich dabei, dass die Hierarchie für unsere Mitarbeitenden nicht so ist, wie man es von der Industrie oder ähnlichen anderen Arbeitsplätzen kennt. Ein bisschen Hierarchie muss natürlich sein, aber die ist bei uns noch lange nicht so ausgeprägt und starr wie in vielen Wirtschaftsbetrieben.

Saskia Rößner: Vor welchen Herausforderungen steht MOBiLO in Gegenwart und Zukunft?

Klaus Trumpfheller: Ich bin vor vier Jahren zu Mobilo gekommen. Ich bin erst seit viereinhalb Jahren in Marburg und habe das hier oben recht schnell entdeckt als eine Möglichkeit für mich, ehrenamtlich mitzuarbeiten, weil ich von dem Konzept und der Lage von Anfang an wirklich überzeugt war. Irgendwann hat mich dann Lutz Götzfried, der gehört hatte, dass ich eine Ausbildung als Supervi-

sor habe, angesprochen, ob ich hier mitarbeiten will und seit über drei Jahren machen wir hier eine Supervisorengruppe.

Was mir immer wieder bei der Arbeit hier oben auffällt, ist, dass alle Menschen, die hier arbeiten, sehr en-



*MOBiLO-
Betriebsausflug
2019.*

gagiert, aber auch ziemlich am Limit sind. Das hängt damit zusammen, dass tatsächlich die Förderung von außen – bei aller Anerkennung, die es hier gibt (bis hin zum Oberbürgermeister) – einfach oft nicht ausreicht und die Gelder oft so knapp sind, dass die Leute gezwungenermaßen ein Stück zur Selbstausschöpfung neigen (müssen), um alles überhaupt am Laufen zu halten. Wir haben in all den Jahren immer wieder versucht, dies umzustrukturieren, es hat letztendlich nicht funktioniert – es hängt am nicht vorhandenen oder zu wenig vorhandenen Geld.

Carin Götzfried: Ein Grund dafür, dass wir finanziell immer am Limit sind, sind zum einen unsere relativ hohen Personalkosten, die auf Grund der Situation entstehen, dass wir unsere Mitarbeitenden hier oben im Wald nicht allein arbeiten lassen möchten; es werden deshalb zu jeder Schicht immer mindestens zwei Mitarbeiter*innen eingeteilt.

Zum anderen ist unsere Abhängigkeit von der Wetterlage ein Grund für unsere Defizite. Im Sommer läuft der Tagesbetrieb sehr gut, aber in den Wintermonaten und besonders an z.B. kalten, windigen und regnerischen Tagen ist oft sehr wenig los. Das führt dazu, dass das, was im Sommer an Finanzen gut gemacht wurde, im Winter wieder draufgezahlt werden muss.

Hinzu kommt, dass wir im Gegensatz zu manchen anderen Einrichtungen, die ihre Mitarbeiter*innen nach der Förderung wieder entlassen, unsere Mitarbeiter*innen, mit einem festen Arbeitsvertrag weiterbeschäftigen. Das ist gut für unsere Mitarbeiter*innen, denn es bedeutet für sie, dass sie in den Beziehungen und Tages-

strukturen, die sie stabilisiert haben, bleiben können – für das Projekt MObiLO bedeutet es allerdings, dass wir zwar nicht immer wieder neue Mitarbeiter*innen einarbeiten müssen, aber auch, dass die Personalkosten spürbar gestiegen sind.

Klaus Trumpfheller: Wenn ich an die nächsten fünf oder zehn Jahre denke, sehe ich zwei ganz wichtige Faktoren, die im Moment nicht erfüllt sind. Das eine ist, dass wir alle, die wir hier oben in wichtigen Positionen sind, mindestens 60 Jahre alt sind. Da muss dringend jüngerer Nachwuchs her und es ist ein Problem, hier oben jüngeren Nachwuchs zu rekrutieren, der auch in Verantwortungen geht. Der zweite Punkt wurde schon besprochen, ich will es aber noch einmal unterstreichen: Wir brauchen einfach mehr finanzielle Unterstützung, um die nächsten fünf bis zehn Jahre hier oben zu überleben.

MObiLO e.V.
Hermann-Bauer-Weg 2, 35043 Marburg
Telefon: 06421 / 68 21 29
E-Mail: info@spiegelslustturm.de
Internet: www.spiegelslustturm.de

Der Runde Tisch der Religionen Marburg

Interview mit **Monika Bunk**, *Jüdische Gemeinde*
und **Prof. Bilal Farouk El-Zayat**, *Islamische Gemeinde*

Saskia Rößner: Wann wurden Sie offiziell gegründet? Wie sah der Prozess Ihrer Gründung aus?

Monika Bunk: Der Runde Tisch der Religionen Marburg wurde vor 13 Jahren, in 2006 gegründet.

Bilal Farouk El-Zayat: Wir haben uns relativ unstrukturiert gegründet, also ohne richtige Vereinsgründung und Satzung... haben wir übrigens bis heute nicht.

Saskia Rößner: Wie kam es zu der Idee? Wer hatte die Idee? Was war neu an der Idee?

Monika Bunk: In Marburg gab es bereits den christlich-jüdischen Dialog und Gespräche zwischen verschiedenen Gemeinschaften und Einzelpersonen. Im Lichte der interreligiösen Rudolf-Otto-Symposien der Philipps-Universität Marburg ging von Pfarrer Dietrich Hannes Eibach und Prof. Dr. Hans-Martin Barth die Initiative aus, auch das interreligiöse Gespräch in der Stadt auf eine breitere Basis zu stellen. Sie riefen den Runden Tisch der Religionen ins Leben, zu dessen Gründungsmitgliedern Monika Bunk von der Jüdischen Gemeinde, Dr. Bilal Farouk El-Zayat von der Islamischen Gemeinde, Christine Heigl vom Buddhistischen Shambhala Zentrum und Kelly Herndon von der Bahai-Gemeinde gehörten. Der Runde Tisch dient dem gegenseitigen Kennenlernen, der interreligiösen Verständigung und damit dem Frieden in der Stadt.

Bilal Farouk El-Zayat: Das besondere war tatsächlich ein Kommunizieren auf Augenhöhe – es ging nicht darum, welche Religion

„stärker“ als die andere war, sondern tatsächlich um das aufrichtige Kennenlernen und Verstehen des jeweils Anderen.

Saskia Rößner: Und was macht der Runde Tisch heute?

Monika Bunk: Der Runde Tisch ist nach wie vor in der interreligiösen Dialogarbeit aktiv. Seit 2006 treffen sich Mitglieder verschiedener Religionsgemeinschaften, die in Marburg zu Hause sind, zu regelmäßigem Austausch. Dazu gehören Vertreterinnen und Vertreter aus der Bahá'í-Religion, dem Buddhismus, dem Christentum, dem Islam und dem Judentum. Die Zusammenkünfte finden abwechselnd in der Synagoge, in der Moschee, im buddhistischen Shambhala-Zentrum, in verschiedenen kirchlichen Häusern oder auch privat statt. Der Runde Tisch organisiert Gesprächsabende: Im geschützten Raum eines überschaubaren Kreises können Fragen und Themen angesprochen werden, die sich auf unterschiedliche religiöse Traditionen und Symbole, klassische spirituelle Texte oder auf brennende Probleme wie das der Religionsfreiheit oder des religiösen Fundamentalismus beziehen. Ebenso wie er größere öffentliche Veranstaltungen anbietet: zum Beispiel Podiumsdiskussionen und Präsentationen in Kooperation mit dem Magistrat im Rathaus oder der gemeinsam verantwortete und gestaltete Friedensweg der Religionen in Marburg, der erstmals 2010 stattgefunden hat. In 2011 war der Runde Tisch Preisträger des „Bündnis für Demokratie und Toleranz, gegen Extremismus und Gewalt“.

Bilal Farouk El-Zayat: Ich denke der Runde Tisch der Religionen in Marburg ist heute wichtiger denn je. In Zeiten des zunehmenden politischen und religiösen Fanatismus auf vielen Seiten, ist das gelebte Gegenbeispiel ein ganz wichtiges Zeichen. Wir versuchen in Marburg das möglich zu machen, was auf der Welt geradezu unmöglich erscheint, aber eigentlich selbstverständlich sein sollte: der respektvolle Umgang mit Verschiedenheit und Vielfalt. Es geht nicht darum, einen „Einheitsbrei“ oder eine „Einheitsreligion“ zu schaffen – im Gegenteil: es geht darum die/den Anderen in ihrer/seiner Unterschiedlichkeit so zu respektieren wie sie/er ist. Mir muss nicht alles gefallen, und ich muss nicht alles verstehen, wie andere glauben oder ihre Religion praktizieren – aber ich muss AKZEPTIEREN, dass Menschen verschieden denken und ihre Religion oder was auch immer anders ausleben als ich.



Saskia Rößner: Rückblickend gesehen: Hatte ihre Idee/ihre Initiative besonderen Einfluss?

In der Liebigstraße steht die Synagoge der Jüdischen Gemeinde Marburg. Sie dient gleichzeitig auch als jüdisches Kulturzentrum.

Monika Bunk: Durch den Runden Tisch sind intensive Gespräche, voneinander lernen, gegenseitige Verständigung und Zusammenhalt möglich geworden, wie sie andernorts selten zu finden sind. Im interreligiösen Kontakt und im Dialog der Stadt mit den Religionen ist der Runde Tisch sehr erfolgreich. Wir wirken in der Stadt Marburg, im Landkreis und teilweise darüber hinaus.

Bilal Farouk El-Zayat: Gerade die hervorragenden Beziehungen zwischen jüdischer und muslimischer Gemeinde suchen in Deutschland ihresgleichen. Ich bin überzeugt, dass der Runde Tisch der Religionen zum Frieden in Stadt und Landkreis gesorgt hat und weiter sorgt – und vielleicht sogar ein bisschen darüber

*Jahrelang mussten Muslim*innen in privaten Räumlichkeiten beten. Die neue Moschee der Islamischen Gemeinde steht mit modernem Antlitz in der Straße Bei St. Jost.*



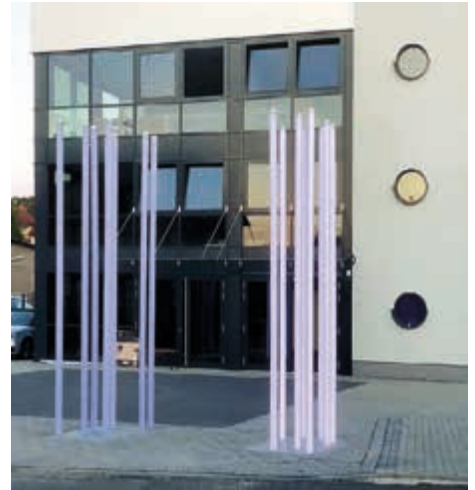
hinaus ins Land ausstrahlt ... und dass vor allem deshalb, weil manchmal auch die Fetzen fliegen und wir diesen „Multilog“ sehr ehrlich und aufrichtig führen und uns eben auch manchmal aneinander reiben... aber nur so kann er auch Erfolg und Bestand haben...

Saskia Rößner: Glauben Sie, dass der Landkreis Marburg-Biedenkopf hessen- oder deutschlandweit eine besondere Rolle für die Entstehung sozialer Initiativen innehatte oder hat? Warum?

Monika Bunk: Die Universitätsstadt Marburg begünstigt durch ihre Struktur und das allgemeine Klima – Weltoffenheit, Interkulturalität, etc. – die positive Unterstützung der und den Zuspruch zu solchen Initiativen.

Bilal Farouk El-Zayat: Ich denke schon, dass das akademische Klima und die Vielfalt durch die Universität in der Stadt und dem Landkreis mit Menschen aus über 160 Nationen relevant dazu beiträgt, und man viel differenzierter Themen aufgreifen kann.

Saskia Rößner: Wie erleben Sie die großen Schreckensgespenster des sozialen Sektors? Stichworte: Geringes Entgelt, Helfer*innen-Syndrom, Selbstausbeutung.



Monika Bunk: Im gleichen Maß, wie jeder Bürger, der sich ehrenamtlich engagiert, allerdings haben sie keinen direkten Einfluss auf die und in der Arbeit des Runden Tisches.

Bilal Farouk El-Zayat: Ja, ich denke die Herausforderungen werden größer und das Engagement im ehrenamtlichen Bereich schwindet ... aber noch haben wir keinen Grund zur Sorge...

**Saskia Rößner: Was sind Ihrer Ansicht nach die großen Vorteile für Arbeitnehmer*innen, im sozialen Bereich zu arbeiten?
Stichwort: Job mit Sinn.**

Monika Bunk: In den Bereichen, in denen der Runde Tisch aktiv ist, kann er zum gesellschaftlichen Klima in der Stadt einen wertvollen Beitrag leisten, der auch über die Stadt hinaus wirkt.

Bilal Farouk El-Zayat: Ich denke, dass gerade in den sozialen Berufen die Menschen ein höheres Maß an Zufriedenheit in ihrem Job erlangen können, wenn es nicht nur ein Job, sondern tatsächlich eine Herzensangelegenheit oder noch besser eine „Berufung“ ist. Dafür bieten die Religionsgemeinschaften ausreichend Arbeitsplätze.

Internet: <http://runder-tisch-marburg.org>

Special Olympics Hessen

Interview mit Egon Vaupel

Präsident

Saskia Rößner: Hat der Landkreis Marburg-Biedenkopf Ihrer Ansicht nach eine besondere Rolle bei sozialen Innovationen?

Egon Vaupel: Ich denke schon, dass der Landkreis Marburg-Biedenkopf eine besondere Rolle bei sozialen Initiativen spielt, ein spezielles soziales Gewissen lebt. In vielen Regionen gibt es sozial eingestellte Menschen und Menschen, die aus ihrer humanistischen Grundüberzeugung oder ihren religiösen Wurzeln Nächstenliebe praktizieren. Das allein ist aber nicht das Besondere im Landkreis Marburg-Biedenkopf. Ich denke, es gibt hier besondere Voraussetzungen, ein ganz spezielles historisches Fundament.

Dieser Boden ist ohne Zweifel bereitet von der Heiligen Elisabeth. Dass die Heiligen Elisabeth ihren Witwensitz in Marburg genommen hat, ist eine der wichtigen Voraussetzungen für die besondere Entwicklung der Region gewesen. Ich bin der felsenfesten Überzeugung, dass wir sehr viel von dem lernen, was uns unsere Eltern und Großeltern, unsere Vorfahren weitergeben und mit der Heiligen Elisabeth ist ein Entwicklung angestoßen, die in unserer Region Sorge dafür trägt, sich um diejenigen zu kümmern, die zusätzliche, besondere Hilfe benötigen.

Soziales Engagement bedeutet auch immer Bildungschancen ermöglichen. Wir sind auch eine Bildungsregion und in einer Bildungsregion lernt man den Umgang miteinander, lernt man soziale Kompetenzen. Meiner Meinung nach sind soziale Kompetenzen ein Ergebnis guter Bildung. Deshalb möchte ich auch Landgraf Philipp nennen mit seinem Engagement. Wir sprechen von ihm immer als dem Gründer der Philipps-Universität. Man muss aber wissen, dass er viel mehr für den Bereich der Bildung getan hat, dass Bildung für ihn eine ganz wichtige Aufgabenstellung gewesen ist.

Dazu kommt der Aufbruch, den die 68er Generation angestoßen hat. Die 68er haben auch in Marburg mit ihren politischen Überlegungen Sorge dafür getragen, dass man Menschen mit Handicaps nicht wegsperrt, sondern dass es eine Aufgabenstellung ist, diese Menschen in die Gesellschaft zu integrieren und zu erkennen, dass diese Menschen auch Leistungen erbringen und Anstöße geben können, die unsere Gemeinschaft weiterentwickeln: ja – alle zur Vielfalt unserer bunten Gesellschaft dazu gehören.

Diese Kombination aus dem bereiteten Boden der Heiligen Elisabeth, von Landgraf Philipp und der Umbruch durch die 68er-Bewegung und auch die Kirchen und Gemeinden haben die besonderen Voraussetzungen geschaffen, die den Landkreis zu einer sozialen Region machen, wie es kaum eine zweite in Deutschland gibt. Ich kenne jedenfalls keine zweite, in der die Komplexität der sozialen Kompetenz so stark ist, wie es hier in Marburg-Biedenkopf der Fall ist.

Saskia Rößner: Wann wurde Special Olympics gegründet und wie kam es denn zu der Idee?

Egon Vaupel: Special Olympics ist eine weltweit tätige Organisation, die in den Vereinigten Staaten 1968 von der Großfamilie der Kennedys gegründet wurde. Die Kennedys waren selbst betroffen und sie wollten, dass man über den Sport Menschen mit geistiger Behinderung Teilhabe ermöglicht. Das ist die Entstehungsidee von Special Olympics. Wir wissen ja alle, dass der Sport in unserer Gesellschaft Brücken bauen kann, integrieren kann und dies sogar in einer Art und Weise, wie es der Breite der Gesellschaft gar nicht bewusst ist.

Außerhalb von Fußballmannschaften gibt es oft Diskussionen über Deutsche und Ausländer, innerhalb einer Fußballmannschaft gibt es solche Diskussionen und Grenzen nur noch selten. Innerhalb einer Sportmannschaft verschwin-

Das Präsidium von Special Olympics Hessen. Vorne: Kerstin Will (Athletensprecherin). Hintere Reihe v.l.n.r.: Klaus Justmann (Athletensprecher), Ulrike Lorch (Vizepräsidentin), Constanze Angermann (Geschäftsführerin), Silke Malkus (Vizepräsidentin), Christian Hastedt-Marckwardt (Vizepräsident) und Egon Vaupel (Präsident).



den diese Grenzen. Grenzen werden verschoben, Brücken werden gebaut, Integration und Inklusion werden praktiziert und werden zum Inhalt des Sports. Ganz zu schweigen von den Teambildungsprozessen, die entstehen und im Besonderen entstehen, wenn man sich in Unified-Mannschaften kennenlernt und erlebt, welche zusätzliche Freude am Sport das bringt.

Dieser Gedanke, der in Amerika entstand, ist auch nach Deutschland gekommen – hier ist Hessen zwar nicht der Vorreiter gewesen, aber in Hessen ist von Marburg aus die Initiative ergangen, Special Olympics auch in Deutschland und speziell in Hessen mehr Bedeutung zu geben, den Gedanken aufzunehmen, das Best Practice-Beispiel zu nehmen und zu sagen, wir brauchen auch eine Organisation von Special Olympics hier in Hessen.

Special Olympics Deutschland wurde im Jahr 1991 gegründet und Special Olympics Hessen ist im Jahr 2006 gegründet worden. Der Marburger Bernhard Conrads, langjähriger Geschäftsführer der Lebenshilfe hat die Initiative ergriffen, um Special Olympics auch in Hessen zu gründen. Der überwiegende Teil des Vorstandes von Special Olympics Hessen kommt aktuell aus dem Marburger Land. Mittlerweile wurden die ersten Landesspiele durchgeführt und da sieht man wieder, wie wichtig Marburg war. Marburg war die Stadt, die die ersten Landesspiele für Hessen durchgeführt hat. Es war damals nicht so einfach, eine Ausrichterstadt für die Landesspiele zu bekommen. Marburg hat von Anfang an gesagt, wir wollen, dass auch Landesspiele bei Special Olympics stattfinden und dass sie hier in Marburg stattfinden. So haben die ersten und auch noch die zweiten Landesspiele hier in Marburg stattgefunden und man hat damit erneut gesehen, welche Kompetenzen in unserer Region vorhanden sind, wie viele Anknüpfungspunkte es hier in der Region schon gibt – sei es in Schulen, in Einrichtungen, in Werkstätten, aber auch in Sportvereinen. Alle waren sofort bereit zu unterstützen, beispielsweise durch ehrenamtliche Mitarbeit als Volontär.

Saskia Rößner: Der zentrale Sitz von Special Olympics Hessen ist in Frankfurt am Main. Es gibt jedoch auch eine Geschäftsstelle in Biedenkopf. Wie kam es dazu?

Egon Vaupel: Das hat mit den ersten Landesspielen zu tun. Die ersten Landesspiele, die in Marburg stattfanden, erforderten natürlich ein großes Engagement, Erfahrungen waren noch keine

gesammelt, alles musste erstmals geplant werden. Eine dementsprechende Landesorganisation war nicht vorhanden. Die notwendige Struktur war erstmals aufzubauen. So ist die Geschäftsstelle in Biedenkopf entstanden. Wir haben jetzt mittlerweile die ersten Winterspiele im Kaunertal durchgeführt, bei denen ich dabei sein durfte – ein beeindruckendes Ereignis! Da ging vieles von Biedenkopf aus. Wir wollen natürlich auch in Frankfurt in der Otto-Fleck-Schneise, wo alle Sportverbände sitzen, präsent sein. Das ist einer der nächsten Schritte, die wir für die Zukunft planen. Biedenkopf wird aber bestehen bleiben.

Saskia Rößner: In welchen Bereichen ist Special Olympics Hessen heute tätig?

Egon Vaupel: Special Olympics ist eine Sportorganisation, für Menschen mit geistiger und mehrfach Behinderung. Eine unserer Hauptaufgaben ist es aber auch, Menschen mit geistiger Behinderung aus der Isolation zu holen und Gesellschaft zusammen zu führen – Unified Sport anzubieten. Wir sind tätig im Bereich Sporttraining und der Durchführung von Sportwettbewerben. Wir bieten Lauffreize in unterschiedlichen Regionen in Hessen an und mit unserem Projekt „Wir gehören dazu“, werben wir in Sportvereinen für die Inklusion, wollen den Aufbau von unified Gruppen unterstützen. Ganz wichtig sind – das habe ich bei Special Olympics gelernt – die Gesundheitsprogramme, die wir anbieten. Diese sind gerade für Menschen mit geistiger Behinderung noch sehr stark entwicklungsfähig. Wir haben Programme beispielsweise für Zahngesundheit oder Herz-Kreislauf. So wurden bei den Landespielen gesundheitliche Untersuchungen für die Sportlerinnen und Sportler angeboten.

Saskia Rößner: Warum sind Gesundheitsprogramme für Menschen mit einer geistigen Behinderung entwicklungswürdig?

Egon Vaupel: Sie müssen sich vorstellen, wenn Sie oder ich zum Arzt gehen, können wir sagen, wo es weh tut, wie wir uns fühlen, wir geben dem Arzt bereits Hinweise für seine Untersuchung und seine Diagnose. Ein Mensch mit geistiger Behinderung ist hierzu nur teilweise in der Lage. Zudem haben viele Ärzte überhaupt keine Ausbildung dafür, wie mit geistig behinderten Menschen

umgegangen werden kann. Es gibt in unserer Gesellschaft allgemeine Berührungsängste gegenüber Menschen mit Handicap, das wird bei Ärzten prozentual nicht weniger sein. In der Ausbildung erlernen sie, wie sie mit Menschen umzugehen haben. In der medizinischen Ausbildung nimmt der Umgang mit Menschen mit geistiger Behinderung keine besondere Stellung ein. Wie will ein Arzt einen Menschen mit geistiger Behinderung behandeln, wenn er keine spezielle Ausbildung für den Umgang mit geistig behinderten Menschen hat? Auf jeden Fall haben wir von Special Olympics dies erkannt und - auch über den reinen Sport hinaus - mit der Einführung von Gesundheitsprogrammen eine neue, wichtige Säule zu unseren Aufgaben hinzugefügt. Dabei müssen wir feststellen, dass geistig behinderte Menschen teilweise weit über 20 Jahre keine Herz-Kreislaufuntersuchung hatten. Bei jedem anderen Kind gibt es sehr intensive Untersuchungen. Also versuchen wir in der Verbandsarbeit auch in diesem Bereich zu sensibilisieren, weil wir der Meinung sind, dass auch im Gesundheitsbereich Standards für alle gelten müssen.

Saskia Rößner: Zurück zu Ihren Tätigkeitsbereichen: Wo ist Special Olympics sonst noch aktiv?

Egon Vaupel: Das Thema Inklusion ist für Sportvereine nicht immer einfach. So brauchen wir im Bereich der Trainer und Übungsleiter spezielle Schulungen für den Umgang mit Menschen mit geistiger Behinderung. Darüber hinaus müssen die Vereine finanziell und infrastrukturell in die Lage versetzt werden, diese Aufgabestellung erfüllen zu können. Hier betreiben wir Lobbyarbeit.

Ein großes Event mit einer großen Chance für unser ganzes Land erwartet uns im Jahr 2023. Die World-Games der Special Olympics International werden in Berlin stattfinden. Es wird ein großes Empfangsprogramm in Deutschland für die teilnehmenden Mannschaften aus 170 Nationen geben. Die 170 Nationen sollen in Vorbereitung der Spiele von 170 Gastgeber-Kommunen für einige Tage vor den Spielen begrüßt und empfangen werden. Hierzu suchen wir

Schwimmen ist eine Disziplin bei den Special Olympics Hessen.



aktuell 170 Kommunen, die bereit sind, den Mannschaften die Regionen zu zeigen, Kontakte mit der Bevölkerung herzustellen und die Mannschaften zu betreuen. Wir sehen das noch einmal als eine Möglichkeit, den Gedanken von Special Olympics, den Gedanken der Inklusion in unserer Gesellschaft weiter zu verankern. Dies bietet aber auch den Kommunen eine Chance die Umsetzung der Behindertenrechtskonventionen in ihren Bereichen weiter anzugehen.

Saskia Rößner: Welchen Einfluss hat oder hatte Special Olympics Hessen bisher hessen- und deutschlandweit?

Egon Vaupel: Wir sind vom Deutschen Olympischen Sportbund anerkannt. Bei den Landessportbünden sind wir in drei Landesverbände aufgenommen worden und hoffen dies in Hessen ebenfalls zu erreichen. Da sind wir auf einem guten Weg und ich bin guter Hoffnung, dass die Überzeugungsarbeit, die wir da leisten, kurzfristig erfolgreich sein wird. Wir haben viele Jahre gebraucht, um die Voraussetzungen zu schaffen die landesweite Organisation aufzubauen und zu sportlichen Aktivitäten zu kommen, die über die Werkstätten hinaus gehen. Auch von den zuständigen Ministerien in Hessen begegnet uns eine große Offenheit und Unterstützung, so dass wir auf eine Regelförderung in der Zukunft hoffen. Aktuell arbeiten wir daran die Vereine für die Aufgaben zu sensibilisieren. Es gibt auch schon gute Beispiele in Vereinen. Hier ist Marburg wieder führend, wenn ich beispielsweise an das Handicap-Basketballteam von unserem Damenbundesligisten „pharmaserv Marburg“ denke. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Vereine, die Inklusion schon praktizieren; unser Ziel ist die gelebte Inklusion in den Vereinen. Hier gibt es mittlerweile viele Mitstreiter in den Vereinen.

Saskia Rößner: Für Menschen, die im sozialen Bereich arbeiten oder sich engagieren wollen, gibt es wie überall Vor- und Nachteile. Ein paar der Schreckensgespenster sind geringes Entgelt, Helfersyndrom oder Selbstausbeutung. Ein viel angepriesener Vorteil wäre der Job mit Sinn und es gibt bestimmt auch noch weitere. Wie erleben Sie das? Ist das für Special Olympics ein Thema? Wie wird damit umgegangen?

Egon Vaupel: Wir sind die Jahre seit unserer Gründung stark mit Aufbauarbeit beschäftigt gewesen und ich stelle fest, dass viele

Menschen sich ehrenamtlich engagieren wollen. Was mir aber ein ganz neues Bewusstsein geschaffen hat, ist das Ausschreibungsverfahren über die Besetzung der Geschäftsführerposition bei Special Olympics Hessen gewesen. Überraschend ist gewesen, dass sich viele Menschen beworben haben, die bisher in einer Einkommensebene im sechsstelligen Bereich lagen. Ich habe mich gefragt, wieso bewerben sie sich bei Special Olympics Hessen? Was erwarten sie, was wir bezahlen können? Was denken sie über unser Budget?

Ich dachte zunächst, es handele sich um Missverständnisse. Ich habe dann immer im Vorfeld oder bei den Gesprächen nachgefragt, ob den Bewerbern bewusst sei, dass sie deutliche Gehaltsabstriche machen müssen. Die Antwort war grundsätzlich: „Ich habe die Mühle satt, in der ich jetzt 20 oder 30 Jahre gearbeitet habe. Ich habe gut Geld verdient, aber Zufriedenheit habe ich nicht erreicht. Ich habe Karriere gemacht, aber ich möchte jetzt etwas Sinnstiftendes tun“. Ich habe noch nie so oft das Wort „sinnstiftend“ in Gesprächen gehört.

Das zeigt mir, dass Menschen, die eine Arbeit suchen, auch sehr stark sinnstiftende und damit erfüllende Arbeit suchen und ich glaube, viel mehr Menschen denken so. Sie würden lieber einer erfüllenden Aufgabe nachgehen, wenn die Einkünfte im sozialen Bereich dem gesellschaftlichen Nutzen entsprechend wären, als marktwirtschaftlichen Mechanismen hinterherzurrennen, die wenig befriedigend sind.

Es ist absolut ungerecht, wenn man sieht, wie der Wert von Arbeit mit unterschiedlichen Maßstäben gemessen wird. Mit gesellschaftlicher Arbeit wird weniger Geld verdient, wie mit Geld. Wenn sie es schaffen, ein Unternehmen effektiver zu machen und die Dividenden, die an die Aktionäre ausgeschüttet werden, um Cents zu erhöhen, wird dies stärker honoriert, als wenn Sie Zufriedenheit in einer sozialen Einrichtung für die zu Betreuenden schaffen. Und jetzt kommt die Frage: Wie ändern wir das?

Saskia Rößner: Haben Sie eine Idee, um den Wert der Arbeit angemessen zu honorieren?

Egon Vaupel: Da ich immer politisch tätig gewesen und der Auffassung bin, dass alle Menschen sich politisch in einem gewissen Rahmen engagieren sollten, gehört es zu unser aller Aufgaben,

deutlich zu machen, dass nicht die Mechanismen des Neoliberalismus und die Gier nach Geld das wirklich sinnstiftende sind, sondern dass die Arbeit mit und für Menschen wichtiger und zusätzlich sinnstiftender ist und dass wir politisch daran arbeiten müssen, dass Eigentum nicht nur ein Mammon ist, der einem gehört, sondern dass Eigentum verpflichtet. Es gibt einen Artikel 14 im Grundgesetz, den die wenigsten Menschen kennen – und gerade diejenigen, die meinen „Geiz ist Geil“. Dies müssen wir in der politischen Diskussion wieder deutlicher machen.

Und wir müssen deutlicher machen, dass die Arbeit von Krankenschwestern und -pflegern, von Altenpflegerinnen und Altenpflegern, von Betreuerinnen und Betreuern im sozialen Bereich gerade für unsere Kindern (sozial heißt ja für die Menschen – pro Menschen – pro Leben), eine besondere Wertschätzung verdient und dementsprechend honoriert wird.

Ich werde es immer als meine politische Aufgabe sehen, darauf hinzuweisen, dass Eigentum verpflichtet und heute muss man sagen, weltweit verpflichtet. Warum haben die Väter des Grundgesetzes dies reingeschrieben? Weil sie wussten, dass nur eine solidarische Gesellschaft eine freiheitlich-demokratische und somit lebenswerte Gesellschaft sein kann.

Special Olympics Deutschland in Hessen e. V.

Geschäftsstelle

c/o Landessportbund Hessen e. V.

Otto-Fleck-Schneise 4, 60528 Frankfurt am Main

Telefon: 069 / 79 21 35 98

Mobil: 0176 / 70 35 94 26

E-Mail: buero@so-he.de

Internet: www.specialolympics-hessen.de

Zweigstelle Nord

Im Stück 34, 35216 Biedenkopf

Telefon: 06461 / 75 92 97

Mobil: 0173 / 870 27 32

E-Mail: zweigstelle@so-he.de

St. Elisabeth-Verein e.V. Marburg

Interview mit Hans-Werner Künkel und Matthias Bohn
Vorstand

**Saskia Rößner: Wie hat sich der Elisabeth-Verein gegründet?
Welche Idee bzw. welches Ziel steckte dahinter?**

Hans-Werner Künkel: Der Verein wurde im November 1879 gegründet – also vor fast genau 140 Jahren – in der Wahrnehmung der verarmten Menschen und dem Motiv christlicher Nächstenliebe. Seinerzeit war es Ziel, sich dieser Probleme ganz im Sinne der Herausforderung zu stellen, Leid und Not konkret zu lindern und durch Eröffnung von Perspektiven den ohne soziale Sicherung Lebenden und ein unwürdiges Dasein Fristenden eine Zukunft zu ermöglichen. Dass damals Not herrschte, wurde also erkannt.

Matthias Bohn: Die Gründerin Julie Spannagel, eine Industriellen-Tochter, hat sich gemeinsam mit Industriellen, Professoren, Pfarrern und Anwälten zusammengetan und überlegt, was getan werden kann, um in Marburg Benachteiligten zu helfen. Julie Spannagel brachte zwei Häuser mit ein – das jetzige Haus am Hermann-Jacobsohn-Weg (früher einmal Kaffweg) und das Julien-Stift.

Hans-Werner Künkel: Das war die Gründung des St. Elisabeth-Vereins – dem damals einzigen sozialen Träger und somit dem ersten in Marburg.

Saskia Rößner: In welchen Arbeitsbereichen war oder ist der Verein tätig?

Hans-Werner Künkel: Aus dem einstigen kleinen Heim im Elisabethhaus im heutigen Marburger Hermann-Jacobsohn-Weg hat sich eine sozialdiakonische Unternehmensgruppe entwickelt. Ganz

in der Tradition der Gründungsmitglieder des Vereins, aber auch der Gründerväter und - Mütter der Diakonie, hat sich der Verein in den vergangenen 140 Jahren nicht nur den Herausforderungen einer sich wandelnden Gesellschaft an die Soziale Arbeit angenommen, sondern diese auch mitgestaltet. Damals ist der Verein mit Kindergartenarbeit und Gemeinwesenarbeit gestartet. Sozialräumliches Handeln stand damals – wie auch heute – im Mittelpunkt. Der Blick auf 140 Jahre macht deutlich, dass eine Gemeinschaft, in der die Menschen für andere Menschen da sind, weit über das hinaus zu leisten im Stande ist, was ein Einzelner könnte. Er spiegelt aber auch den Wunsch wider, in einer Welt, die sich ständig ändert und auf das Schicksal Einzelner keine Rücksicht nimmt, nicht verloren zu sein: den Wunsch nach Geborgenheit und Sicherheit. Und er steht für die Motivation, tätig zu werden und zu helfen, um so Strukturen zu errichten gegen Angst, Lieblosigkeit, Chaos und nicht nur materielle Armut. Das 140-jährige Bestehen des St. Elisabeth-Vereins zeugt aber auch von großer Kraft. Denn er hat die Zeiten sozialer Gesetzlosigkeit, zwei Weltkriege und deren unfassbares Zerstörungspotential, die verschiedensten Regierungsformen von der Monarchie über die Diktatur bis zur Demokratie in der jeweiligen Zeit miterfahren und konnte dennoch seinen Vorsätzen treu bleiben.



*Matthias Bohn
(links) und Hans-
Werner Künkel.*

Matthias Bohn: Der St. Elisabeth-Verein hat in die Stadt und in die Region hinein sozial gewirkt und natürlich haben Wandlungen stattgefunden. Zudem sind Arbeitsfelder neu hinzugenommen, wie zum Beispiel die Altenhilfe mit der Übernahme des ehemaligen Kreisaltenheims in Wetter. Heute sind wir als Altenhilfeträger in sehr innovativer Art und Weise – insbesondere mit der Gründung von Hausgemeinschaften – tätig. Das Modellprojekt Krafts Hof in Sterzhausen hat hessenweit Anerkennung gefunden. Zu den Einrichtungen in Sterzhausen und Wetter sind Hausgemeinschaften in Rosenthal sowie aktuell neue Projekte in Romrod und Goßfelden hinzugekommen. Daran wird deutlich, wie sich die Altenhilfe inzwischen beim St. Elisabeth-Verein etabliert hat und unser Tun auch in angrenzenden Regionen nachgefragt wird.

Hans-Werner Künkel: Mit der Integration des OIKOS Sozialzentrums, das seinen Ursprung im Schwalm-Eder-Kreis hat, ist mit der Behindertenhilfe ein weiteres Tätigkeitsfeld hinzugekommen, insbesondere bei der Hilfe für psychisch kranke Menschen. Auch dabei sind wir inzwischen sowohl in der Stadt Marburg als auch im Landkreis und darüber hinaus im Land Hessen an verschiedenen Orten mit verschiedenen Angeboten tätig.

Die Soziale Arbeit ist zu Beginn des 21. Jahrhunderts in der Mitte unserer Gesellschaft angekommen und hat sich zu einem zentralen Bestandteil sozialer Integration entwickelt. Nicht nur die Jugendhilfe als unser Kerntätigkeitsfeld hat dabei eine rasante Entwicklung genommen. Theoretische Entwürfe wurden erarbeitet, vorgelegt und diskutiert, Hilfen wurden als infrastrukturelle Angebote wie auch als personenbezogene soziale Dienstleistungen ausgebaut. Das Handlungsrepertoire erweiterte sich in methodischer wie organisatorischer Hinsicht, die empirische Forschung wurde ausgeweitet und intensiviert. Zwangsläufig geht dies alles mit dem konstanten Wachstum der Zahl der Erwerbstätigen in der Sozialen Arbeit einher.

Saskia Rößner: Der Tätigkeitsbereich des Vereins ist also stark gewachsen. Macht sich das auch in den Zahlen bemerkbar?

Hans-Werner Künkel: Im Laufe der Jahre sind aus anfänglich 40 Kindern und Jugendlichen mittlerweile 900 Kinder und Jugendli-

che geworden, die in Hessen, Thüringen und Sachsen durch Mitarbeitende des Vereins betreut und versorgt werden. In kleinen, überschaubaren Systemen und Familien bieten wir ihnen ein verlässliches Beziehungsangebot.

Matthias Bohn: Trotz der Entwicklung in den vergangenen Jahrzehnten gilt wie bei der Gründung im Jahr 1879, dass die unverzichtbare Basis der Arbeit des St. Elisabeth-Vereins ein christliches und humanistisches Menschenbild ist, das jede Persönlichkeit als einzigartig, ganzheitlich und schöpferisch begreift.

Unterstützt wird die Arbeit des Vereins inzwischen durch Tochtergesellschaften wie „St. Elisabeth Innovative Sozialarbeit gGmbH (GISA)“, „Louisenstift gGmbH“, „St. Elisabeth-Dienstleistungen GmbH“ oder „system Consulting GmbH“, die ein vielfältiges Angebot bieten.

Hans-Werner Künkel: Mit den Tochtergesellschaften kommen wir insgesamt auf eine Zahl von 1.600 Mitarbeitenden. Daran kann man erkennen, welche Entwicklung der St. Elisabeth-Verein genommen hat. Und zurück zur Sozialen Arbeit: In den Arbeitsfeldern des intensiv betreuten Wohnens oder auch in der Regionalisierung sozialraumorientierter Projekte hat der Verein sowohl in anderen Landkreisen als auch hier vor Ort eine sehr renommierte Stellung eingenommen, was Heimerziehung und Erziehungshilfe angeht.

Saskia Rößner: Woher kommt diese renommierte Stellung? Was macht die Arbeit des Vereins so außergewöhnlich?

Hans-Werner Künkel: Der entscheidende Moment in der Jugendhilfe war, dass wir Grundsteine gelegt haben bei Pflege und Betreuung, die nicht immer im Erziehungshilfebereich der Heimerziehung vorkamen. Wir haben Ende der 1980er Jahre einen Erziehungsstellenbereich aufgebaut und Familien mit Angestellten, Kindern und Jugendlichen in ihren häuslichen Kontexten betreut. Dies haben wir sehr intensiv ausgebaut und so mittlerweile ein Alleinstellungsmerkmal in der Qualität der Findung dieser Eltern, der Fort- und Weiterbildung und für diese Kinder Plätze und eine Heimat zu finden, erlangt. Das stellt schon etwas sehr Außergewöhnliches dar. Besonders ist auch, dass wir geschlechts-



Spielt auch heute noch eine wichtige Rolle beim Elisabeth-Verein: Das Haus im Hermann-Jacobsohn-Weg, hier eine Aufnahme aus den frühen 2000er Jahren während eines Sommerfestes des Vereins.

spezifisch gearbeitet haben – zum Beispiel mit dem Ausbau der Mädchenwohngruppenarbeit. Dabei waren wir Vorreiter, und das zeichnet uns auch aus, bei Kooperation mit den hiesigen Psychiatrien wie der Klinik Lahnhöhe. Wir waren gedanklich schon so weit unterwegs, dass eine enge Kooperation auch Nähe und Begegnung bedarf, die wir hier auf dem Vitos-Gelände hätten herstellen können. Seitens der Stadt gab es damals ein großes Aufbäumen dagegen, weil man uns unterstellte, dass wir junge Menschen, wenn wir sie hier unterbringen und betreuen, stigmatisieren würden, weil dies so nahe an der Psychiatrie war. Wir haben dann gesagt: „Ok, dann ist die Zeit noch nicht reif, dann stigmatisieren wir eben uns selbst“, und sind mit unserer Verwaltung hier auf dem Vitos-Gelände eingezogen.

Heute betont man seitens der Stadt immer wieder, dass es kaum eine Einrichtung gibt, die so eng und gut in Kooperation zwischen Klinik und Jugendhilfe steht wie der St. Elisabeth-Verein. Das Leben hier auf dem Gelände hat Normalität bekommen. Es ist eigentlich schade, dass die Stadt Marburg damals – warum auch immer – diesen fortschrittlichen Gedanken noch nicht erkannt hat.

Saskia Rößner: Welche Kooperationen gab es denn im Landkreis oder darüber hinaus sonst noch?

Matthias Bohn: Eine ganz besondere Situation hat sich Anfang der 2000er Jahre ergeben, als es sehr viele Problemlagen im sozialen Bereich hier in der Region gab. Da gehörte zum Beispiel das Jugendheim Staffelberg im Bereich Biedenkopf dazu. Dort gab es 2002 große Probleme bezüglich der Belegung und der Auslastung. Wir konnten damals mit dem Landeswohlfahrtsverband die Vereinbarung treffen, dass wir den Staffelberg in den St Elisabeth-Verein integrieren – nicht das Gelände in Biedenkopf, sondern nur die Wohngruppen, die in der Stadt Marburg untergebracht waren, sowie die zu betreuenden Jugendlichen und die Mitarbeitenden aus dem Landkreis.

Zwei Jahre später haben wir in Vöhl im Landkreis Waldeck-Frankenberg das Marie-Juchacz-Haus übernommen. Das war eine von der Arbeiterwohlfahrt geführte Einrichtung, die auch ihre Problemlagen hatte. Die AWO wollte sich schwerpunktmäßig in der Altenhilfe entwickeln und ist dann auf uns zugekommen, ob wir nicht diese Jugendhilfeeinrichtung übernehmen und integrieren möchten. Auch dort haben wir – da wir sehr dezentral und in kleinen Einheiten arbeiten – sozusagen den Berg verlassen, was uns wichtig war. Am Staffelberg war es genauso, als wir gesagt haben, wir brauchen keine Riesenheime, wir brauchen Dezentralität, wir brauchen gemeinwesenorientierte Erziehungshilfeformen und insofern kleine Einheiten. Eine besondere Herausforderung war dann noch einmal das Louisenstift, das weit hinter Dresden in Königsbrück zu Hause ist. Wir waren miteinander bekannt und uns erteilte ein Notruf, als die dortige Diakonie sich nicht mehr in der Lage sah, das Heim aufrecht zu erhalten. Wir haben dann nach intensiver Beratung beschlossen, dass wir Hilfestellung geben. Diesem scheinbar nicht funktionierenden maroden Louisenstift haben wir innerhalb von fünf Jahren wieder so auf die Beine geholfen, dass es als GmbH mit wirtschaftlich sehr guten Zahlen da steht.

Hans-Werner Künkel: Die Übernahme des Louisenstifts macht noch einmal deutlich, in welcher fachlichen und inhaltlichen Kompetenz wir gesehen werden, dass Wachstum nicht nur ein Wachstum war, das sich durch Zunahme von innen heraus gene-

*Skulptur der
Hl. Elisabeth von
Thüringen in der
Elisabethkirche.*

riert hat, sondern eben auch durch das Hinzukommen anderer Träger, die sich hier im St. Elisabeth-Verein wiedergefunden haben. Matthias Bohn: Zum Stichwort Übernahme: In der Öffentlichkeit entsteht oft der Eindruck, dass der große Elisabeth-Verein alle schluckt. Das ist aber nicht der Fall. Die Übernahmen haben wir nicht aktiv betrieben, sondern wir sind angesprochen worden und wir haben zunächst eine Kooperation angedacht, um zu schauen, ob sich die Träger halten können. Die Integration wurde dann von Seiten der Partner gewünscht.

Saskia Rößner: Sie haben von Biedenkopf, Vöhl und Sachsen erzählt. Wie weit reichen denn die Arme, die Wirkungskreise des St. Elisabeth-Vereins?

Hans-Werner Künkel: Im Bereich der klassischen Heimerziehung bewegen wir uns zwischen Bad Vilbel, sprich Frankfurt, bis hin nach Waldeck-Frankenberg, vom Lahn-Dill-Kreis bis hin nach Kassel – das sind die stationären Angebote. Daneben haben wir ganz viele Erziehungsstellen oder Eltern, die für uns Kinder aufnehmen. Diese betreuen wir in Hessen, aber auch in Nordrhein-Westfalen und in Niedersachsen. In Thüringen haben wir einen sehr starken Ausbau kurz nach Wiedervereinigung betrieben, damals zuerst durch das Finden von Menschen oder Familien, die bereit sind, diese Hilfeform zu geben, weil es zu dieser Zeit dort eher Werkhöfe gab und Heimerziehung in einer ganz anderen Form stattfand. Dass Pflegekinderwesen war in der ehemaligen DDR nicht ausgebaut, deshalb haben wir dort sehr innovativ versucht, diesen Ansatz zu etablieren und sind jetzt auch mit 30 Familien gut vertreten. Daneben gibt es eben die Außenstelle in Königsbrück. Dort haben wir mittlerweile acht Wohneinheiten und konzeptionell außergewöhnliche Projekte geschaffen, die in Sachsen eine hohe Anerkennung erfahren.

Saskia Rößner: Das klingt nach einem breiten Netz. Glauben Sie denn, dass der Landkreis Marburg-Biedenkopf generell hessenweit oder deutschlandweit eine besondere Rolle gespielt hat mit seinen sozialen Innovationen?

Hans-Werner Künkel: Es gibt durchaus sehr innovative Landkreise auch neben dem Landkreis Marburg-Biedenkopf. Sicherlich ist



der Landkreis aufgrund seiner finanziellen Situation in einer besonderen Lage und hat dadurch ein Alleinstellungsmerkmal, aber auch andere Landkreise machen gute innovative Arbeit, auch wenn weniger Geld da ist.

Saskia Rößner: Es gibt ja Vor- und Nachteile, wenn man im sozialen Bereich aktiv ist. Es gibt Vorurteile wie schlechte Bezahlung, Selbstausbeutung oder Helfersyndrom, aber natürlich gibt es auch viele Vorteile, beispielsweise, einen Job mit Sinn zu haben. Wie erleben Sie das?

Matthias Bohn: Wir sind ein sozial-diakonischer Träger, gehören zur Diakonie und unterliegen einem Tarifvertrag – dem der Kirche, dem AVR. Unsere Mitarbeitenden werden entsprechend vergütet. Aus der Blickrichtung des Kaufmanns sage ich: Es ist gut, dass wir diesen Tarif haben, und er kann sich sehen lassen. Er ist mit Sicherheit gleich zu stellen mit dem des Öffentlichen Dienstes, dem TVöD, auch wenn es im Detail sicherlich Unterschiede gibt.

Doch uns sind auch Werte wichtig: Diakonische Werte und unser Leitbild, das wir uns selbst gegeben haben.

Ich spreche jetzt mal von mir selbst. Ich komme aus der freien Wirtschaft und dort herrscht ein unwahrscheinlicher Druck. Den kann man auch aushalten, wenn man jung ist. Je älter man wird, desto schwieriger wird es. Ich will nicht sagen, dass die Arbeit hier einfacher ist, aber sie gestaltet sich anders, weil wir aufeinander aufpassen. Das ist ein großer Unterschied, das Miteinander bei der Arbeit und in einer Wertekultur zu arbeiten, die diakonisch geprägt ist.

Hans-Werner Künkel: Tarifliche Löhne bilden die Grundlage aller Vergleichbarkeit sozialer Arbeit und das ist auch etwas, was ich teilweise sehr vermisse. Wir haben auch innerhalb der Wohlfahrt verschiedene Institutionen, die nicht tariflich bezahlen. Dadurch schwächen wir uns in der Sozialen Arbeit selbst.

Wir müssen uns die Doppelmoral in der Gesellschaft sowie bei den politisch Verantwortlichen immer wieder vor Augen halten. Da gibt es die einen, auch Politiker, die sagen: „Pflege muss gut werden, Pflege muss gut bezahlt werden. Wir brauchen gute Fachkräfte.“ Und dann gibt es die anderen, die sagen „Pflege ist



zu teuer.“ Wenn wir aber wissen, dass in der Pflege, der Jugendhilfe und der Erziehungshilfe 70 bis 80 Prozent der Kosten Personalkosten sind, dann sieht man, dass diese Debatte unehrlich geführt wird.

Wir können gute Arbeit leisten und wir müssen auch buhlen auf dem Arbeitsmarkt, um überhaupt noch Personal zu bekommen. Und wenn wir das ernsthaft bekommen wollen, müssen wir auch dafür sorgen, dass gerechte gute Löhne gezahlt werden.

Saskia Rößner: Da steckt einiges an gesellschaftlichen und politischen Überlegungen dahinter. Wirkt der St. Elisabeth-Verein denn auch aktiv in diesen Bereichen nach außen?

Hans-Werner Künkel: Neben den Kernaufgaben in Jugendhilfe, Behindertenhilfe und Altenhilfe gilt es, im gesamtgesellschaftlichen Kontext zu schauen, was sozialpolitische Arbeit ausmacht: Wo müssen wir uns einschalten? Was können wir uns vorstellen mit zu begleiten? So haben wir zum Beispiel Projekte wie Woh-

Die Christuseite des Elisabeth-Schreins, in dem einst die Gebeine der Hl. Elisabeth aufbewahrt wurden – zu besichtigen in der Elisabethkirche.

nen, Arbeiten, Beschäftigen, Leben – kurz WABL genannt – in Cölbe gestartet. Dabei geht es darum, neue Formen im Gemeinwesen und in sozialraumorientierter Arbeitsweise zu entwickeln. So beteiligen wir uns unter anderem bei dem von der Bundesregierung gestarteten Projekt „Klimaschutz im Alltag“ gemeinsam mit der Gemeinde Cölbe und einem von uns initiierten E-Mobilitätsprojekt, das vom Land Hessen gefördert wird. Dies alles auch, um zu sehen, was und wie wir uns zukünftig ausrichten wollen und können.

Wir werden ein Teil der Gesellschaft. Wir schauen nicht nur, was ist Jugendhilfe, was ist Altenhilfe, was ist Inklusion, sondern was sind gesellschaftliche Entwicklungen und wo können wir als Verein das Ganze unterstützen und wie können wir in den Dialog mit den einzelnen Gemeinden kommen.

Und so kommt unsere Historie von 1879 auch wieder mehr in den aktuellen Fokus. Wir hatten uns zwischenzeitlich spezialisiert in dem Bereich stationäre Hilfen und gehen jetzt wieder über in das, was wir ursprünglich getan haben: zu schauen, wo gibt es Menschen, die Not haben, und was bedeutet es für uns im Sinne der Nächstenliebe, dort entsprechend anzusetzen. Welche Kriterien, welche Methoden, welche Ideen entwickeln wir dort? Insofern sind wir eigentlich wieder bei den Wurzeln unserer Geschichte: mehr in den Sozialraum hinein. Deshalb heißt unsere Strategie heute: Regionalisierung in den Sozialraum hinein.

St. Elisabeth-Verein e.V. Marburg
Besuchsadresse: Hermann-Jacobsohn-Weg 2, 35039 Marburg
Postadresse: Postfach 200611, 35018 Marburg
Telefon: 06421 / 18 08-0
E-Mail: info@elisabeth-verein.de
Internet: www.elisabeth-verein.de

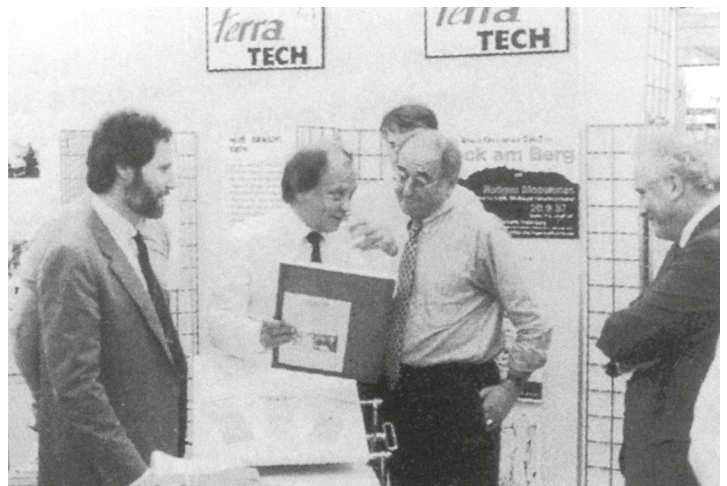
TERRA TECH Förderprojekte e.V. und Technologie Transfer Marburg (TTM) e.V.

Interview mit Klaus Eberhard Völzing, Gründungsmitglied TTM und TERRA TECH und **Christine Heigl**, Vorstandsmitglied bei TERRA TECH, Mitarbeiterin bei TTM

Saskia Rößner: Wann wurden TERRA TECH und TTM offiziell gegründet? Wie kam es zu der Idee und was war neu daran?

Klaus Eberhard Völzing: Technologie Transfer Marburg e. V. wurde 1983 auf Initiative des Arbeitsamtes mit Unterstützung der Stadt Marburg als Beschäftigungsinitiative gegründet. Die Idee entstand durch einen TV-Beitrag. Eine Dokumentation berichtet über Landwirtschaft in der Sahelzone. Die Bauern vor Ort nutzten für die Feldarbeit nur Astgabeln als Werkzeuge. An diesen Fernsehbeitrag erinnerte ich mich, als ich einige Tage später alte Pflüge auf Marburger Feldern sah, die dort schon seit Jahren unbenutzt standen. Ausgemusterte, aber noch durchaus brauchbare Technik hier und ein Bedarf in anderen Teilen der Welt - die Idee, Technologie zu sammeln und für den Globalen Süden aufzubereiten war geboren. Und das war zum damaligen Zeitpunkt eine komplett neue Idee. Da mein Vorhaben mit der Qualifizierung und Beschäftigung von Langzeitarbeitslosen auch eine soziale Komponente im Marburger Raum beinhaltete (ich war damals Abteilungsleiter Arbeitsvermittlung bei der

Gründungsmitglied Klaus Eberhard Völzing (2.v.l.) in der Anfangszeit von TERRA TECH Förderprojekte e.V.



Arbeitsagentur), stieß meine Idee auf offene Ohren. Bisherige Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen waren zumeist zeitlich begrenzt angelegt. Unser Anspruch war es hingegen, neben der Qualifikation von Langzeitarbeitslosen auch dauerhafte Arbeitsplätze zu schaffen und weltweite Entwicklungsarbeit zu leisten.

Aber nicht nur bei öffentlichen Gebern, sondern auch bei Sponsoren trat meine Idee offene Türen ein: Schon vor Vereinsgründung sagten die Kliniken in Marburg aufgrund ihres Umzugs auf die Lahnberge und diverser notwendiger Neuanschaffungen Gerätespenden für das Projekt zu. Damit war meine Grundidee auch um die medizintechnische Komponente erweitert.

Christine Heigl: TERRA TECH Förderprojekte e.V. wurde dann einige Jahre später, nämlich 1986, aus der Not heraus gegründet. Die Förderung von TTM durch die Arbeitsagentur lief nach drei Jahren schrittweise aus. Wir mussten uns also etwas überlegen, um den Verein weiterhin finanziell tragen zu können und vor allem die Projekte bedienen zu können, für die Geräte und Bedarf vorhanden war. Zu diesem Zweck wurde TERRA TECH ins Leben gerufen. Anfangs eng verzahnt, sind beide Vereine heute unabhängig voneinander. Während TERRA TECH aber immer noch gemeinnützig tätig ist, arbeitet TTM inzwischen als unabhängiges Wirtschaftsunternehmen, ohne das Soziale zu vernachlässigen.

Saskia Rößner: In welchen Bereichen sind die Vereine denn heute tätig?

Klaus Eberhard Völzing: Unsere Leistungen bei TTM sind heute die Planung und Beschaffung von medizintechnischem Equipment für Gesundheitsprojekte weltweit, mit Ausnahme westlicher Länder, Projekte der Entwicklungshilfe und Nothilfe. Wir bieten komplette Ausstattungen an, inklusive Transportorganisation und Export, und bei Bedarf Installation und Schulungen, Ersatzservice und Wartung. Bei Personalbedarf ist es uns nach wie vor ein Anliegen, auf dem Arbeitsmarkt Benachteiligte besonders zu berücksichtigen, und wir bilden inzwischen auch junge Menschen aus.

TERRA TECH hat sein Portfolio inzwischen auf sehr unterschiedliche Bereiche ausgeweitet und unterstützt nur gelegentlich noch Gesundheitsprojekte, bei der die Dienste von TTM hilfreich sind.



*Die Arbeit des
Technologie
Transfer Marburg
e.V. kurz nach sei-
ner Gründung.*

Projekte der humanitären Nothilfe werden bei TTM nach wie vor aktiv begleitet; wir helfen bei der Planung und Beschaffung von Hilfsgütern und halten abgestimmte Module für den kurzfristigen Einsatz bereit. In dringenden Fällen chartern wir auch Transportflugzeuge. Wir arbeiten mit Projektpartnern weltweit zusammen, von lokalen Initiativen bis hin zur Weltgesundheitsorganisation (WHO).

In den ersten Jahren arbeiteten wir gebrauchte Medizintechnik auf und stellten diese unseren Projektpartnern zu Verfügung. Da diese im Laufe der Zeit nach spezifischen Lösungen für bestimmte Problemlagen fragten, zum Beispiel nach mobil einsetzbaren Geräten, die auch unabhängig vom Stromnetz betrieben werden konnten, entwickelten und produzierten wir einige Produkte. So haben wir beispielsweise eine Operationsleuchte mit Notstromversorgung und einen mechanischen OP-Tisch entwickelt. Inzwischen wurde das Angebot auf vollständige Ausstattungen erweitert, so dass wir nunmehr weitestgehend mit Neugeräten, Instrumenten und Verbrauchsmaterialien handeln von der Einmalspritzen bis zum kompletten OP-Saal.

Übrigens haben wir auch eine eigene Methode zum Transport unserer Geräte entwickelt: Die Holzbehälter lassen sich sehr einfach zu langlebigen Funktionsmöbeln umbauen. Flugcontainer verwandeln sich in Regalelemente, Stapelboxen werden zu Schrän-

ken oder es entsteht gar eine gesamte Büroeinheit mit Tisch, Regalelement und Schubladencontainer. Eins haben alle Systeme gemeinsam – ein Taschenmesser reicht zum Umbau. Die Transportbehälter werden in unserer eigenen Schreinerei auftragsbezogen von einem Tischler angefertigt. Unser Tochterunternehmen MarMed, ebenfalls ein Wirtschaftsunternehmen mit sozialer Funktion, beliefert seit 2001 veterinärärztliche Praxen mit Einrichtung, Technik und dem täglichen Praxisbedarf. Die Geschäftsidee ergab sich von selbst. Tierärzte aus der Umgebung hatten von uns erfahren und meldeten Bedarf an.

Christine Heigl: Wie Herr Völzing schon erwähnt hat, ist das Aufgabenspektrum von TERRA TECH über die Jahre gewachsen. In den Bereichen Nothilfe und Entwicklungszusammenarbeit engagieren wir uns heute z.B. mit sicheren Rückzugsorten Straßenkinder in Indien, Katastrophenschutz für Menschen in Nepal, landwirtschaftlichen und technischen Schulungsprojekten in Kenia oder Nahrungsmittelsicherheit für Müllsammlerfamilien in Mexiko. Auch wenn sich die Art und Weise der Hilfe im Laufe der Zeit verändert hat, die Ziele sind die gleichen geblieben: Wir wollen Menschen in Armut und Not helfen.

Die Arbeit von TERRA TECH basiert vor allem auf der Zuverlässigkeit und dem Engagement erfahrener Menschen vor Ort, die mit Sprache, Kultur und den politischen Rahmenbedingungen des jeweiligen Landes vertraut sind. Unsere lokalen Partner (Nicht-Regierungs-Organisationen, Selbsthilfegruppen, Gemeinden, Krankenhäuser usw.) genießen ein hohes Ansehen in ihren Ländern. Ihre Persönlichkeit und fachliche Kompetenz sind die Grundlage unserer Zusammenarbeit. Mit dem eingeschlagenen Weg haben wir in den letzten Jahren eine Vielzahl erfolgreicher Projekte durchführen können, die Not leidenden Menschen neue Perspektiven eröffnet haben.

Saskia Rößner: Warum ist Ihre Arbeit besonders einzigartig, einflussreich oder erfolgreich?

Klaus Eberhard Völzing: Das Konzept von TTM verbindet wichtige zeitgemäße Politikfelder – damals wie heute: Entwicklungszusammenarbeit, Umwelt, Wirtschaft und die Schaffung von Arbeitsplätzen. Zudem haben wir von Beginn an wichtige regionale



und überregionale Akteure wie IHK, Gewerkschaften und Politik eingebunden. Politisch, gesellschaftlich und ökologisch haben wir mit unserem Weg ganz neue Perspektiven eröffnet – für die Menschen in der Marburger Region ebenso wie für die Menschen in den Entwicklungsländern, die von unseren aufgearbeiteten Geräten profitieren. Bei TTM werden unsere qualifizierten Mitarbeiter zudem vorwiegend nach sozialen Kriterien eingestellt. Mit dieser Ausrichtung sehen wir uns als eine Art Musterprojekt, welches anderen Unternehmen zeigen kann, dass ein sozialer Ansatz funktioniert und sogar wirtschaftliche Vorteile bietet. Denn Langzeitarbeitslose, Mütter nach der Kinderpause oder Studienabbrecher etwa zeichnen sich durch hohe Loyalität zum Unternehmen aus. Zudem bringen gerade ältere Arbeitnehmer wertvolle Erfahrung und praktisches Know-How mit, ein Wissenspool, auf den wir gerne zurückgreifen. Unsere TTM-Tochter MarMed wurde damals als Integrationsprojekt gegründet. Trotzdem war die klare Ausrichtung von Beginn an, als ganz normal wirtschaftendes Unterneh-

*In Tansania wurden Mitarbeiter*innen einer Klinik im Umgang mit Medizintechnik geschult.*

men am Markt zu bestehen. So haben wir die Behinderung unserer Beschäftigten ganz bewusst nicht zum Marketingthema gemacht. Diese Überlegung fußt auf zwei Standpunkten: Einerseits sollen unsere Mitarbeiter nicht ständig an ihr Handicap erinnert werden, sondern Raum zur Entfaltung bekommen. Andererseits sollen unsere Kunden gute Leistungen und Produkte kaufen und kein Mitleid spenden. Dieses Konzept geht auf. Tatsächlich wissen die meisten Kunden nichts von MarMeds Integrationscharakter. Auch intern im Kollegenkreis spielt das Thema im täglichen Arbeitsablauf keine Rolle. Jeder wird akzeptiert wie er ist. Denn egal, ob mit Behinderung oder ohne, jeder hat seine Eigenheiten, mit denen alle anderen Teammitglieder leben können. Wir sind damals mit drei Mitarbeitern bei MarMed gestartet. Heute sorgen sich 20 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter um die Belange von weit über 5.000 Tierärzten. TTM hat sich im Laufe der Jahre vergrößert und als wirtschaftlich erfolgreiches Unternehmen etabliert, das seine Projekte mittlerweile mit 33 qualifizierten Mitarbeitern bedient. Das zeigt einmal mehr, dass die soziale Ausrichtung eines Unternehmens seinem wirtschaftlichen Erfolg nicht entgegensteht.

Christine Heigl: Für TERRA TECH ist das Motto „Hilfe zur Selbsthilfe“ ein wichtiger Leitfaden. „Hilfe zur Selbsthilfe“ bedeutet, Menschen in die Lage zu versetzen, aus eigener Kraft eine langfristige Verbesserung ihrer Lebenssituation zu bewirken, ohne dass sie von externer Hilfe abhängig werden. Die Projektpartner tragen einen wesentlichen Teil der Verantwortung bei der Projektdurchführung. Aufgrund ihrer täglichen Arbeit sind sie vertraut mit den Problemen und Wünschen der Menschen vor Ort. Viele Projektideen entstehen unmittelbar aus Initiativen der jeweiligen Zielgruppen. So stellen wir sicher, dass sich Projektplanung und -durchführung stets an den lokalen Bedürfnissen und Bedarfen orientieren. Auslandspersonal entsenden wir nur zur strukturellen Beratung unserer Partner, zur Koordination und Evaluierung der Projekte sowie zum Capacity Building. Die regelmäßigen Trainings für unsere Partner beinhalten internationale Standards der humanitären Hilfe. Kenntnisse dieser Standards sichern die Qualität der durchgeführten Projekte und ermöglichen den Partnern, auch mit anderen internationalen Organisationen zu kooperieren. Die vermittelten Inhalte stärken die Eigenverantwortung der lokalen Partner. So können sie auf Augenhöhe mit Institutionen und Organisation aus



TERRA TECH Mitarbeiterin Leonie in Mexiko.

dem globalen Norden kooperieren. Mehr als 30 Jahre nach unserer Vereinsgründung blickt TERRA TECH auf eine Vielzahl erfolgreicher Projekte in Afrika, Südamerika, im Nahen Osten, in Asien und Osteuropa zurück. Etwa 500 Projekte in 54 Ländern lautet unsere Bilanz, die uns etwas stolz aber auch sehr dankbar macht. Denn ohne die große Unterstützung, die wir von Sponsoren und großzügigen Spendern und Spenderinnen immer wieder erfahren haben, und ohne die vielen Menschen, die unendlich viele ehrenamtliche Stunden leisten, wären viele Projekte nicht realisierbar. Das erfüllt mich immer wieder mit Freude und Dankbarkeit.

Saskia Rößner: Glauben Sie, dass das Marburger Land hessen- oder deutschlandweit eine besondere Rolle für die Entstehung sozialer Initiativen innehatte oder hat? Warum?

Klaus Eberhard Völzing: Marburg hat eine über Jahrhunderte gewachsene soziale Vorreiterrolle gegenüber anderen Regionen. Die große Spannweite von gesellschaftlichen, politischen und universitären Strukturen prägt hier ein ganz besonderes, soziales Klima. Hier entwickeln sich aktiv neues Denken und neue Dienstleistungen, um veränderten Wertevorstellungen und Bedürfnissen gerecht zu werden. Marburg hat insofern schon eine besondere Rolle inne, wenn es um die Entstehung sozialer Initiativen

geht. Allerdings ist für das Entstehen von etwas Neuem auch immer entscheidend, dass es engagierte Menschen oder Gruppen gibt, die Ihrer Zeit voraus denken, über den Tellerrand blicken und neue Wege wagen. In Marburg gibt es viele solche Menschen. Aber es gibt sie gewiss nicht nur hier, sondern auch in anderen Teilen Hessens, Deutschlands und der ganzen Welt.

Saskia Rößner: Wie erleben Sie die großen Schreckensgespenster des sozialen Sektors? (Stichworte: Geringes Entgelt, Helfer*innen-Syndrom, Selbstausbeutung)

Christine Heigl: Ich denke, wir sind alle aufgerufen, unser Bestes beizutragen und sozial verantwortlich zu agieren, dort wo es möglich ist und in dem Ausmaß, das jeder von uns leisten kann. Natürlich hoffe ich, dass auch politisch die Weichen so gestellt werden, dass wir als Gesellschaft fair und sozial sein können. Dass auch geringe Entgelte für ein gutes Leben inklusive ausreichender Rente wieder auf ein Maß kommen, mit dem man gut leben kann, scheint mir eine sehr zentrale politische Aufgabe zu sein. Aber auch das persönliche Engagement ist immer gefragt. Und es setzt sich ja auch um in den vielen Ehrenämtern, in Nachbarschaft und Miteinander. Das wird sicher auch weiterhin in unserer Gesellschaft Schule machen.

*TERRA TECH
Projekt in Mexiko:
Hier entstehen
Gemüsegärten
und eine Green
Library.*



Saskia Rößner: Was sind Ihrer Ansicht nach die großen Vorteile für Arbeitnehmer*innen, im sozialen Bereich zu arbeiten? (Stichwort: Job mit Sinn)

Christine Heigl: Nun, man hat schon auch Glück, wenn der Arbeitgeber ein Unternehmen aus dem sozialen Bereich ist oder wie in unserem Falle eine Organisation im Sektor der internationalen Verantwortung und Hilfe. Aber jedes Unternehmen kann sich sozial ausrichten, faire Arbeitsbedingungen und angemessene Entlohnung bieten und den Menschen in den Mittelpunkt stellen. Ich halte den Ansatz für immer wieder bedenkenswert, den der frühere Manager Daniel Goeudevert sinngemäß einmal so formuliert hat: Wenn der Mensch an seinem Arbeitsplatz nicht glücklich ist, hat das Unternehmen seinen Sinn verfehlt.

**Terra TECH Förderprojekte e.V.
Zeppelinstraße 29
35039 Marburg
Telefon: 06421 9995990
E-Mail: info@terratech-ngo.de
Internet: www.terratech-ngo.de**

Verein zur Förderung der Inklusion behinderter Menschen e.V. (fib)

Interview mit Wolfgang Urban

ehem. Vorstand

Saskia Rößner: Wie wurde der FIB e. V. gegründet? Mit welcher Idee?

Wolfgang Urban: Die Gründung des fib e. V. fand im Mai 1982 statt. Ein Teil der Gründungsmitglieder waren Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen, die die Marburger „Krüppelinitiative“ vertreten haben. Es war eine sehr engagierte, politisch kämpfende Gruppe, die sehr viel im diesem Feld tätig war, nicht nur auf Marburg bezogen, sondern auch bundesweit. Ihre Mitstreiter wurden durch Vorbilder aus den USA, der Independent-Bewegung, inspiriert.

Ein zweiter Teil der Gründer waren engagierte Pädagogen, die damals an der „Schule für praktisch Bildbare“ (heute Mosaikschule)

gearbeitet haben und sich für die Interessen von Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung eingesetzt haben.

So gab es schon von Anfang an diese zwei Ideenspektren – die eine aus der Selbsthilfebewegung der Körperbehinderten, nicht nur politische Forderungen für mehr Selbstbestimmung zu stellen, sondern ganz praktisch zu demonstrieren, was alles möglich ist im Feld der ambulanten Hilfen und entsprechende Versorgungsstrukturen aufzubauen. Menschen

Wolfgang Urban.



leben zuhause in den von ihnen selbst gewählten Lebensformen und wir unterstützen das als Dienst mit Assistenz – so war der Grundgedanke.

Dem fügte sich der zweite Leitgedanke hinzu: Auch Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen (damals sprach man noch von „Menschen mit geistiger Behinderung“) haben gleiche Lebensrechte und -bedürfnisse wie jede*r andere auch. Dabei waren ihre Lebensperspektiven jenseits des Elternhauses aus damaliger Sicht noch weitaus schlechter, da man ihnen eigene Entscheidungen weitgehend absprach. Eigentlich gab es nur die Perspektive einer stationären Unterbringung in Heimen, die zu dieser Zeit stark entmündigenden Charakter hatten. Wir wollten Alternativen schaffen und selbständige Wohnformen ermöglichen.

Saskia Rößner: Wie sahen Ihre Alternativen aus?

Wolfgang Urban: Die Devise hieß: Raus aus dem Heim, selbstbestimmt leben, ambulante Hilfen – das war der Grundansatz. Wohngemeinschaften, Einzelwohnen, alle möglichen Lebensformen, die man sich vorstellen kann, so wie die Menschen sich eben wünschen zu leben, nicht nach irgendwelchen vorgefertigten Mustern, mitten in der Gemeinde, in der „Normalität“. Wir traten auf mit dem erklärten Ziel: Wir stellen dir alle erforderlichen Hilfen und du lebst, wie du willst.

Die praktische Arbeit ging dann in 1983 los mit Hilfen im Alltag, Mobilitätshilfen, begleitende Hilfen, pflegerische Hilfen, psychosoziale Unterstützung, alles was das Leben fordert.

Wir haben die Hilfeangebote zu Anfang meist mit studentischen Mitarbeiter*innen und Zivildienstleistenden erbracht. Für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen wurden pädagogische Fachkräfte, eingestellt über Fördermaßnahmen der Arbeitsagentur, eingesetzt. Die häusliche Unterstützung und Begleitung wurde schnell auch sehr personalintensiv, da wir – in Erfüllung unseres Anspruchs – - von Beginn an umfassende Begleitung bis rund um die Uhr, 24 Stunden, für körperlich beeinträchtigte Personen zur Verfügung gestellt haben. Als der Zivildienst zunächst immer kürzer und ganz abgesetzt wurde, haben wir das komplette System Anfang der 90er Jahr sehr schnell auf eine professionelle Hilfeform umgestellt. Dies erfolgte auch, um eine gleichgeschlechtliche Pflege zu ermögli-

chen, damals ein ganz wichtiger Schritt, der auf gerichtlichem Wege erstritten wurde.

Eine der Grundideen war auch, nicht in der Weise zu arbeiten wie es traditionell in der Pflege geschieht, dass die Mitarbeiter*innen über die verschiedenen Einsatzstellen herumfahren und die Klienten ihre Versorgung im einem Zeittakt bekommen, den wir als Dienst vorgeben. Nein, genau umgekehrt: Die Betroffenen selbst sollen quasi die Vorgaben schaffen: wann will ich die Hilfen bekommen, durch wen, was ist mein Ziel und wie soll gearbeitet werden.

Ein Berufsbild „ambulante Behindertenhilfe“ gab es übrigens nicht, viele Laienhelfer sind in dieses neue Arbeitsfeld eingetreten, ohne einen direkten Zugang dazu zu haben. Wir haben in der Folge zunehmend dann dafür gesorgt, selbst eine - wenn auch kleine, aber doch eben auch für die Arbeit wertvolle und gewichtige - interne Qualifizierung zu betreiben, aber auch mit Ausbildungsgängen wie dem für Heilerziehungspfleger*innen zu kooperieren.

Saskia Rößner: Und in welchen Bereichen wurden Sie dann praktisch tätig?

Wolfgang Urban: Wir haben zuallererst den Assistenzdienst aufgebaut. Parallel dazu entstand das Unterstützte Wohnen, d. h. Hilfen für Menschen mit geistigen Behinderungen im eigenen Wohnraum. Hinzu kamen in kurzer Zeit dann die Beratungsstelle mit dem Schwerpunkt Peer Counseling und der familienunterstützenden Dienst. Erst in den 90er Jahren folgte dann die Schulbegleitung für gemeinsamen Unterricht in Regelschulen und ab 2000 entstanden die (inklusive) Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche.

Der Anfang im Unterstützten Wohnen war sehr mühsam. Uns ist viel Unverständnis begegnet, nach dem Motto: Für Menschen mit geistigen Behinderungen braucht´s keine neuen Versorgungsstrukturen, die stationären Angebote der Heime reichen aus. Wir haben gegen einige Widerstände und mit viel Engagement mit zwei Wohngemeinschaften und insgesamt sechs unterstützten Personen angefangen. Sehr schnell hat sich herausgestellt, dass es auch das Bedürfnis nach Wohnen als Paar oder auch alleine gibt, eben das Bedürfnis, so normal zu leben wie andere Men-

schen auch. Wir haben das Wohngemeinschaftsmodell zwar weiter gepflegt, aber es war eher eine Ausnahme als die Regel und ist am interessantesten für Menschen mit komplexen Bedarfen, die ein anregungsreiches Umfeld benötigen.

Dazu kam die Beratungsstelle. Es wurde schnell klar, dass ein reines Dienstleistungsangebot sehr reduziert wäre. Wir wollten die Leute abholen in ihrer individuellen Lebenssituation, mit ihren individuellen Problemen, um bei Bedarf gemeinsam an allen persönlichen Fragestellungen zu arbeiten. Für unspezifische Anfragen brauchte es die Beratung als Anlaufstelle. Wir haben dieses Angebot mit einer Besonderheit, dem sog. Peer Counseling verknüpft. Das heißt, die Beratung erfolgt von Menschen mit Behinderungen für Menschen mit Behinderungen, also behinderte Menschen sind tätig als Experten in eigener Sache, aber zugleich mit einem professionellen Beratungsansatz.

Saskia Rößner: Sie sind ja auch sehr viel größer geworden mit der Zeit? Vielleicht können Sie noch etwas zur aktuellen Situation sagen?

Wolfgang Urban: Wir haben in einer kleinen Baracke mit den Gründungsmitgliedern und ersten Mitarbeiter*innen angefangen und haben, nach der schwierigen Anlaufphase, den Betrieb relativ schnell und zügig ausgebaut. Schon nach kurzer Zeit hatten wir 50 Zivildienstleistende in der „individuellen Schwerstbehindertenbetreuung“ – der persönlichen Assistenz, wie wir heute sagen – bis rund um die Uhr und viele weiteren Mitarbeiter*innen im stundenweisen Einsatz für behinderte Menschen allen Alters, auch für Familien mit behinderten Kindern und Jugendlichen. Diesen Stand hatten wir schon nach relativ kurzer Zeit, Ende der 80er Jahre erreicht. Das schnelle Wachstum bedingte natürlich auch die Weiterentwicklung der Strukturen, neue Büroflächen für die Organisation und Beratung wurden gebraucht. Wir hatten verschiedene Standorte, bis wir schließlich Ende der 90er Jahr das Haus in Marburg als zentrale Geschäftsstelle gebaut haben. Ab 2001 folgten dann die Außenstellen, zunächst in Stadtallendorf, dann 2007 in Gladenbach und - über den Landkreis hinaus 2009 in Gießen. Dies geschah einerseits der vielen Nachfragen wegen, andererseits auch aus der Erkenntnis heraus, wie wichtig es ist, nah an den

Menschen mit Hilfebedarf zu sein, um sie zu erreichen und ihren Interessen entsprechen zu können.

Allein der familienunterstützende Dienst mit seinen vielfältigen und kleinteiligen Hilfen und Freizeitangeboten hat sich über die Außenstellen verdreifacht. Wir hatten in Marburg in der Regel zwischen 60 und 80 Kunden. Soviel sind mit jeder Außenstelle noch einmal dazugekommen. Mittlerweile unterstützen wir in der ganzen Region, also bis nach Gießen, über 700 Kundinnen und Kunden. Für diese Einsätze sind bei uns annähernd 1.000 Mitarbeiter/innen tätig mit rechnerisch ca. 400 Vollzeitstellen, mit denen wir ca. 450.000 Hilfestunden im Jahr erbringen. Die meisten arbeiten in Teilzeit oder sind nur geringfügig beschäftigt. Dies hat viel mit den stark an die Kundenbedürfnisse angepassten Einsatzbedingungen zu tun.

In der Personalstruktur gibt es eine ganz große Bandbreite. Es gibt qualifizierte Kräfte im Bereich der professionellen Pflege, wenn wir dort Fachkräfte benötigen. In der psychosozialen Hilfe, im Unterstützten Wohnen, beschäftigen wir ausschließlich pädagogische Fachkräfte. Und natürlich ist es im Bereich der Koordinierung, der Verwaltung, der Leitungskräfte wichtig, entsprechend qualifiziertes Personal vorzuhalten.

Darüber hinaus haben wir noch immer einen sehr großen Stamm an Mitarbeitenden ohne einschlägige Ausbildung, viele angelernte bzw. durch uns selbst geschulte Kräfte, Quereinsteiger, die aus anderen Berufsgruppen kommen, Berufsrückkehrer nach Familienpause, Studierende, die die Möglichkeit schätzen, hier Erfahrungen zu sammeln und nur noch wenige Freiwillige, FSJ, die ergänzend insbesondere im Freizeitbereich tätig sind.

Im Berufsfeld der ambulanten Hilfen für Menschen mit Behinderung hat sich einiges entwickelt und es wird auch in den Ausbildungsgängen mehr wahrgenommen. Vielfach entspricht es dem Interesse von Menschen, in solchen Strukturen tätig zu sein und nicht in traditionellen Versorgungsstrukturen – ein für Mitarbeitende spannendes und interessantes Einsatzfeld.

Eine „rund um die Uhr Begleitung“ für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen durchzusetzen, ist uns letztendlich auch gelungen. Der Weg dorthin war ein hartes Ringen und erst erfolgreich zu erreichen über einige Gerichtsprozesse und /-verfahren. Zu Anfang waren diese Unterstützungsformen durch die Bedingungen des „Betreuten Wohnen“ ganz stark limitiert. Wer mehr Hilfen

braucht als 2 Stunden am Tage, der lebte mit solchen Vorgaben besser im Heim.

Der sog. Heimkostenvergleich hat uns über Jahre hin erhebliche Bauchschmerzen und Einschränkungen bereitet. Immer wieder wurden Kund*innen mit der Zumutung konfrontiert: „Deine Hilfen sind zu kostenintensiv, du bist doch besser in einer Einrichtung versorgt.“ Darüber haben wir viele Auseinandersetzungen führen müssen, um diese umfassenden Hilfen für körperlich und kognitiv beeinträchtigte Menschen zu erkämpfen. Diese Entwicklung haben wir erfolgreich bewältigt, aber auch mit sehr viel Engagement verbunden.

Die aktuelle gesetzliche Entwicklung kommt unseren Vorstellungen durchaus entgegen. Das Bundesteilhabegesetz hat nun, der UN-Behindertenrechtskonvention folgend, das Wunsch- und Wahlrecht endlich verstärkt, so dass Vorbehalte gegen selbstbestimmte Wohnformen hoffentlich der Vergangenheit angehören. Derzeit stoßen wir jetzt eher auf sehr konkrete Barrieren. Barrierefreier Wohnraum ist Mangelware und Menschen mit Behinderungen haben auf dem Wohnungsmarkt doch wesentlich schlechtere Karten, eine Wohnung zu finden. Noch immer gibt es sehr viele Vorbehalte und wir müssen hier als Dienst und Anbieter jede Menge Lobbyarbeit leisten.

Saskia Rößner: Das heißt, die politische Arbeit haben Sie auch nie aufgegeben, die haben Sie immer weitergeführt – bis auf Bundesebene?

Wolfgang Urban: Ja, ich glaube, wir haben eine große Ausstrahlungswirkung erzielt und unsere Konzepte waren vielen anderen ein Vorbild – sowohl im Bereich der umfassenden Assistenz als auch in der Hilfe für Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung und zuletzt im Feld der inklusiven Freizeitangebote. Und wir nehmen die Aufgabe einer sozialraumorientierten Arbeit ernst, versuchen Einfluss auf Politik und Verwaltung zu nehmen.

Saskia Rößner: Das heißt, sowas wie den fib gibt es inzwischen auch in anderen Regionen?

Wolfgang Urban: Es gibt etliche vergleichbare Organisationen, viele davon sind ebenfalls in den 80er und 90er Jahren entstan-

den. Wir sind hessenweit recht gut vernetzt, in Kassel gibt es z. B. den Verein fab e.V., der schon namentlich dem fib nah ist und ähnliche Arbeit macht. In Frankfurt gibt es den CBF (Club der Behinderten und ihrer Freunde) oder den Verein Komm e.V., das "Betreute Wohnen Darmstadt", usw. Also ganz viele vergleichbare Anbieter, die mit uns in der Landesarbeitsgemeinschaft verbunden sind. Wir versuchen über diese Plattform immer wieder innovative Entwicklungen anzustoßen, durch Lobbyarbeit zu verstärken und Problemfelder gemeinsam zu bearbeiten.

Saskia Rößner: Glauben Sie denn persönlich, dass das Marburger Land eine Wiege sozialer Innovation ist, die bundesweit ausstrahlt?

Wolfgang Urban: Auf jeden Fall. Ich denke schon, dass die Gründungswelle aus der Bürgerrechts- und Alternativbewegung der 70er und 80er Jahre, auf der auch wir geschwommen sind, bundesweit stattgefunden hat, aber in Marburg mit einem besonderen Einschlag. Es gibt hier sehr viele innovative Einrichtungen aus diversen sozialen Handlungsfeldern, die auch über Marburg hinaus als Vorbilder gewirkt haben. Das würde bestätigen, dass von hier eine hohe Ausstrahlungswirkung ausgeht. Natürlich hat es auch etwas mit dem sozialpolitischen Klima der Stadt zu tun. Aus der Universität heraus kamen vielfältige Impulse und alten Institutionen wurden neue Ideen z.B. für die Stadtteilarbeit, ambulante Hilfe für psychisch kranke und behinderte Menschen, für die Kinder- und Jugendhilfe entgegengesetzt. Durch die vielfältigen Debatten und beharrliche Forderungen neuer Initiativen wurden auch politische Widerstände überwunden. Das wiederum hat dazu geführt, dass Marburg mit einer sozial reichhaltigen Kultur auch eine hohe soziale Attraktivität entwickelt hat. Aus dem Landeswohlfahrtsverband (LWV) Hessen z.B. war dazu öfter der Kommentar zu hören, in Marburg sei vieles möglich, was anderswo überhaupt nicht gedacht wird.

Saskia Rößner: Was würden Sie jemandem sagen, der überlegt, im sozialen Bereich zu arbeiten. Was gibt es für Gründe im sozialen Bereich zu arbeiten, oder warum sollten mehr Menschen im sozialen Bereich arbeiten?

Wolfgang Urban: Ich glaube, das ist eine Herzensentscheidung, die jeder für sich selber treffen muss, die man niemandem vorschreiben oder einreden kann. Eine Tätigkeit im Sozialbereich ist auch immer sehr anspruchsvoll, wenn es darum geht, Verantwortung für andere Menschen zu übernehmen bzw. wenn das eigene Handeln großen Einfluss hat auf die Geschicke anderer. Das muss einem liegen und dazu muss man bereit sein. Wer Verantwortungsgefühl in der Verbindung mit Respekt gegenüber dem Anderen mitbringt, mit allen Herausforderungen die extreme Lebensentwürfe mitbringen, dem kann man tatsächlich dazu raten, eine solche Tätigkeit aufzunehmen.

Soziale Tätigkeit auszuüben bringt auch eine Art von Prägung für das eigene Leben mit sich. Diejenigen, die ein FSJ gemacht haben oder als Zivildienstleistende gearbeitet haben, können danach auch andere Tätigkeiten mit hoher sozialer Verantwortung ausüben. Ich denke: „Ja, das tut allen Menschen eigentlich ganz gut, diese Form von Verantwortung erfahren zu haben.“ Soziale Arbeit muss keine Lebenstätigkeit sein, aber die Erfahrung zu machen ist, glaube ich, total wertvoll – davon profitiert unsere soziale Kultur in jeder Hinsicht. Letztlich wird davon die Gesellschaft getragen, weil soziale Erfahrung zur Haltung von Toleranz und Mitmenschlichkeit beiträgt.

Saskia Rößner: Nun hat der Sozialbereich ja auch mit Vorurteilen zu kämpfen – Helfersyndrom oder Selbstausbeutung oder die vermeintlich schlechtere Bezahlung. Wie erleben Sie das?

Wolfgang Urban: Das stimmt. Soziale Berufe sind gesellschaftlich immer noch unterbewertet. Ich denke, darauf muss man sich einlassen können, dass Geld nicht das Wichtigste in der beruflichen Laufbahn ist. Wer arbeitet, um viel Geld zu verdienen, der ist im Sozialbereich falsch. Hier geht es eher um die Frage nach Lebenszufriedenheit. In sozialen Berufen tätig zu sein, kann eine ganz hohe Lebenszufriedenheit beinhalten. Das beginnt damit, etwas Wertvolles zu tun, wovon unmittelbar auch andere profitieren.

Zum Helfersyndrom: Natürlich ist diese Gefahr allgegenwärtig, nur der Selbstzufriedenheit wegen anderen zu helfen. Es gibt andererseits einen guten Mechanismus, selbstkritisch zu sein und die eigenen Motive zu hinterfragen. Gerade in der Hilfe für Menschen mit Behinderung lässt sich das gut beschreiben: Denn hier steht der Mensch mit Beeinträchtigungen im Mittelpunkt, es geht um seine Selbstbestimmung, seine Lebensbedürfnisse und -entscheidungen, die wir helfen (!) zu realisieren, und nicht etwa die unseren. Nicht der helfende Mitarbeiter bestimmt das Geschehen, sondern der „Kunde“, der uns für die Hilfe beauftragt.

Saskia Rößner: Und mit Selbstaussbeutung meinten wir, dass man oftmals mehr arbeitet als man sich eigentlich anrechnen lässt an Zeit oder Stunden. Ist das bei Ihnen auch ein Thema?

Wolfgang Urban: Bei der sozialen Arbeit nimmt man vieles mit nach Hause. Das muss man beherrschen und eine gute Selbstregulierung entwickeln zwischen Nähe und Distanz zum tagtäglichen Erleben. Das muss man richtig üben und in dieses Aufgabenverständnis hineinwachsen. Wenn man ständig über seine Grenzen geht, eigene Bedürfnisse und eigenes Leben missachtet, ist der Modus der Selbstaussbeutung erreicht. An dieser Stelle braucht es sehr viel Selbstreflexion und es obliegt den Arbeitgebern, dafür einen guten Rahmen durch Teamarbeit und Supervision zu schaffen. Auf der anderen Seite steht immer auch die Frage nach Identifikation mit der Arbeit. Wer eine Identifikation mit der Arbeit mitbringt, der beutet sich nicht aus. Soziale Arbeit ohne Herz zu machen, kann nicht zum Gelingen beitragen. Distanziert man sich zu sehr von den Aufgaben und der Klientel, und zeigt sich leidenschaftslos, wird die Arbeit schlecht. Daher entkommt niemand dieser Klemme, sich immer wieder selbst zu befragen: „Wieviel von mir selbst investiere ich, wie weit habe ich das gut im Griff?“ Dabei wird es Phasen geben, wo man mal eher auf der einen, mal eher auf der anderen Seite steht.

Saskia Rößner: Bieten Sie Ihren Mitarbeiter/innen irgendwas, um Sie als Arbeitgeber noch attraktiver zu machen?

Wolfgang Urban: Es gibt verschiedene Ansatzpunkte. Flexibles Arbeiten zum Beispiel. Dadurch, dass wir praktisch für jeden Kunden

ein eigenes Team haben, werden individuelle Arbeitsbedürfnisse und private Zusammenhänge sehr weitgehend berücksichtigt. Wir haben auch ein Angebot für Sabbaticals, d.h. wenn ein Mitarbeiter mal die Chance sucht, vorübergehend auszusteigen, dann kann er eine Ansparphase wählen und für eine vorher definierte Zeit aus dem Betrieb aussteigen.

Wir achten darauf, dass wir – soweit sich das in unserem Bereich überhaupt steuern lässt – die Bezahlung angemessen gestalten und eine vernünftige betriebliche Altersversorgung anbieten. Hier lassen sich keine Riesensprünge machen, aber ich denke, dass wir im Verhältnis ganz ordentlich bezahlen. Wichtig ist die Pflege des Betriebsklimas, die Anerkennung dessen, was Mitarbeiter*innen leisten. Dazu gehören z.B. Feiern in den einzelnen Teams, ein Betriebsfest in regelmäßigen Abständen, eine Weihnachtsfeier und Betriebsausflüge – gemeinschaftsbildende Dinge eben, die auch eine Wertschätzung zum Ausdruck bringen.

Verein zur Förderung der Inklusion behinderter Menschen e.V.
Am Erlengraben 12a, 35037 Marburg/Lahn
Telefon: 06421 / 169 67 - 0
E-Mail: info@fib-ev-marburg.de
Internet: www.fib-ev-marburg.de

Zeiteninsel

Interview mit Andreas Thiedmann

Vorstand

Saskia Rößner: Wann wurde die Zeiteninsel offiziell gegründet und wie sah der Prozess der Gründung aus?

Andreas Thiedmann: Die Zeiteninsel nahm 2009 konkretere Gestalt an, als der Förderverein gestartet wurde. Dem ging aber eine 10jährige Entwicklungsphase voraus, in der das Projekt konzeptionell und grundsätzlich auf den Weg gebracht wurde, wenn auch noch nicht institutionell. 2013 wurde dann eine Genossenschaft als Betriebsorganisation gegründet, die im Wesentlichen heute auch den Betrieb, der ja noch kein Vollbetrieb, sondern ein vorläufiger Betrieb ist, organisiert und durchführt.

Saskia Rößner: Wer hatte die Idee zu dem Ganzen, wie kam es dazu und ist irgendetwas an dieser Idee komplett neu gewesen?

Andreas Thiedmann: Die Idee ist in meinem Kopf bzw. an meinem Schreibtisch gewachsen. Als Projektmitarbeiter des Landesamtes für archäologische Denkmalpflege bin ich mit den archäologischen Ausgrabungen in Berührung gekommen, die seit Mitte der 1990er Jahre im Vorfeld des Kiesabbaus in Niederweimar stattgefunden haben und bei denen spektakuläre archäologische Ergebnisse zu Tage kamen. Diese haben mich dazu inspiriert, sie doch in irgendeiner Form der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Daraus begann ich ein museales Konzept zu entwickeln und zwar nicht nur in Form eines klassischen Vitrinen-Museums, als Indoor-Ausstellung, sondern möglichst lebendig zum Anfassen, zum Riechen, Schmecken, Hören – eine museale Präsentation mit und für alle Sinne. Das war Ende der 1990er Jahre und dann reifte die Idee peu á peu. Immer noch neu ist, dass es so etwas bis heute in Hessen nicht gibt. Wir haben natürlich eine Reihe archäologi-



Eine international besetzte Jugendgruppe half im Sommer 2018 bei der Fertigstellung des Langhauses.

scher Museen und Ausstellungen, es gibt auch die Saalburg oder das Keltenmuseum am Glauberg, diese verfolgen aber alle kein vergleichbares Konzept mit derart umfassender „Hands on“-Vermittlungskonzeption, wie man neudeutsch sagen würde.

Saskia Rößner: Was macht die Zeiteninsel denn eigentlich? Wo sind Sie tätig?

Andreas Thiedmann: Die Zeiteninsel in ihrer Vorläufigkeit und ihrer noch nicht abgeschlossenen Realisierung vermittelt heute schon nicht nur archäologische Informationen – also Erkenntnisse



Die Zeiteninsel bei Argenstein im Lahntal: Mit dem ersten Modellbau wurde im Sommer 2017 begonnen; das jungsteinzeitliche Langhaus misst rund 34 m in der Länge.

über frühere Siedlungs- und Lebensverhältnisse, sondern wir bieten in praktischer Vermittlungsarbeit mit Workshops, Kursen, Seminaren und dergleichen Kenntnisse von antiken Techniken und Wissen über Lebensverhältnisse der Menschen in vorgeschichtlichen Kulturepochen. Die Vermittlungsarbeit wird mittlerweile von hauptamtlichen Mitarbeitenden geleistet. Ich selbst bin hauptberuflich als Archäologin beim Landesamt für Denkmalpflege tätig sowie ehrenamtlich als Genossenschaftsvorstand und in beiden Funktionen in die Entwicklungsarbeit an der Zeiteninsel eingebunden.

Saskia Rößner: Sie haben eben erzählt, dass die Zeiteninsel in Hessen einzigartig ist – nun würde uns natürlich noch interessieren, welchen besonderen Einfluss sie hat.

Andreas Thiedmann: Die Zeiteninsel als Projekt und als lebendiges Konstrukt hat mittlerweile zahlreiche Einflüsse und wirkt in die Region. Zum einen schon auf politischer Ebene, da Umsetzung

der Idee und v.a. die Museumsträgerschaft die Gemeinde Weimar, die Stadt Marburg und den Landkreis zusammengebracht haben zu einer kommunalen Kooperation, denn es ist relativ ungewöhnlich, dass kommunale Gebietskörperschaften derart reibungslos zusammenarbeiten. Im Rahmen der Zeiteninsel ist es gelungen, die drei Gebietskörperschaften zusammen zu bringen und gemeinsam dieses Projekt zu stemmen, nicht nur im investiven Bereich (d.h. die Region steuert 10% der Baukosten bei, 90% kommen vom Land), sondern vor allem auch im Bereich der Trägerschaft, d.h. die Genossenschaft Zeiteninsel eG wird maßgeblich von diesen drei Gebietskörperschaften getragen und grundlegend finanziert. Das ist schon eine ganz außergewöhnliche Sache. Andererseits wirkt die Zeiteninsel durch ihr Angebot, durch ihre Tätigkeiten – ich würde sagen – magnetisch auf Menschen aus der Bevölkerung, die sich für Themen wie Archäologie, vorgeschichtliche Lebensweisen, hautnahes Erleben von Geschichte interessieren, und die den Weg nicht nur dauerhaft zu uns gefunden haben in Form von Mitgliedschaft in der Genossenschaft oder auch im Förderverein (es sind bisher an die 400 Mitglieder), sondern es führt auch zu Kooperationen mit Einrichtungen ganz anderer Art, wie z.B. der Jugendkonflikthilfe mit projektbezogenen Kooperationen. Wir hatten aber auch schon mehrfach Verbindungen mit der Lebenshilfe Marburg, mit denen wir Projektstage mit Workshops u. ä. durchgeführt haben.

Saskia Rößner: Die Zeiteninsel wirkt also auch in soziale Bereiche hinein. Können Sie uns dazu bitte noch ein bisschen mehr erzählen?

Andreas Thiedmann: In unserem Portfolio der musealen Vermittlungstätigkeit befinden sich auch Workshops für Schulklassen verschiedener Jahrgangsstufen, die sich dafür interessieren, aber auch für Kindergärten und andere Einrichtungen. Da bieten wir tageweise oder auch für mehrere Tage Workshops an, die Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten im Bereich von antiken Techniken sowie Überlebenstechniken verschiedener Kulturepochen vermitteln. Das Interesse ist gerade in den letzten beiden Jahren enorm angestiegen. Die Nachfrage übersteigt teilweise unsere Möglichkeiten, da wir bisher nur mit einer sehr dünnen Personaldecke ausgestattet sind.

Saskia Rößner: Wo wir beim Thema Personal sind – es gibt Vor- und Nachteile im sozialen Sektor beschäftigt zu sein. Es gibt ein paar böse Schreckensgespenster, wie schlechte Entlohnung, Helfersyndrom oder Selbstausbeutung. Aber natürlich gibt es auch viele Vorteile, wie z.B. einen Job mit Sinn. Wie erleben Sie dieses Pro und Kontra denn?

Andreas Thiedmann: Als Arbeitgeber erlebe ich dies natürlich zweischneidig. Einerseits sind meine Möglichkeiten sehr begrenzt und was die finanzielle Ausstattung angeht, stehen wir noch sehr am Anfang. Damit muss ich natürlich schauen, dass die Kosten nicht ausufern. Auf der anderen Seite sehe ich auch zu, dass unsere Beschäftigten eine halbwegs angemessene Entlohnung für ihre Tätigkeit bekommen. Ich versuche, diesen Spagat für alle Beteiligten tragbar hinzubekommen. Die Befriedigung, die unsere Beschäftigten aus ihrer Tätigkeit ziehen, ist groß. Wenn ihnen strahlende Kinder- und Jugendlichen-Augen entgegenblicken, die mit Begeisterung gerade wieder irgendetwas gelernt oder entdeckt haben, dann ist das ein großer Lohn. Das ist eine schöne Sache, aber natürlich nur die eine Seite der Medaille. Die angesprochene Begeisterung der Kunden ist ein großer Vorteil gegenüber einer Tätigkeit z.B. im Verwaltungsbereich, was in unserem Fall – wir sind ja nicht direkt eine soziale Einrichtung, aber eine Kultureinrichtung – sicherlich eine große Rolle spielt und einiges auffangen kann. Aber die aufgestellte Falle der zu geringen Entlohnung für die erbrachte Kultur- und Sozialleistung einerseits und auf der anderen Seite der Befriedigung durch positives Feedback seitens der Kundschaft, ist so ohne weiteres nicht aufzulösen.

Saskia Rößner: Sie haben vorhin die Zeiteninsel als vorläufig und noch in der Entwicklung befindlich benannt. Wo soll es denn hingehen?

Andreas Thiedmann: Ich kann zunächst nur sagen, dass die Zeiteninsel als museales Projekt, als Kulturvermittlungsprojekt noch lange nicht am Ende des Weges ist, sondern trotz seiner schon langen Vorgeschichte eigentlich gerade erst am Anfang steht. Wir wollen in den kommenden Jahren mit der hoffentlich gelingenden Eröffnung zum Vollbetrieb im Mai 2022 noch weiter in die Umgebung wirken und auch in der Kooperation mit den unter-



schiedlichsten Institutionen möglichst viele Menschen erreichen - nicht nur im Bildungssektor, sondern auch im Sozialbereich mit unseren Anliegen einerseits der Vermittlung von Kulturgeschichte, andererseits aber auch der Vermittlung von Selbsterkenntnis im Umgang mit Vergangenheiten, im Umgang mit natürlichen Ressourcen und in der Beschäftigung mit Natur- und Umweltthematiken. Diese werden auf der Zeiteninsel auf jeden Fall eine tragende Rolle spielen.

Im Herbst 2019 wurde bereits das dritte Gebäude eingedeckt: das Nebengebäude am germanischen Bauernhof.

Genossenschaft Zeiteninsel – Archäologisches Freilichtmuseum Marburger Land eG
Alte Bahnhofstraße 31, 35096 Weimar/Lahn
Telefon: 06421 / 97 40 - 50
E-Mail: genossenschaft@zeiteninsel.de
Internet: www.zeiteninsel.de



Historische Oberstadt in Marburg mit Blick auf das Rathaus.



Historisches Fachwerk in der Marburger Oberstadt..



Blick vom Schlossberg auf den Turm der Lutherischen Pfarrkirche.